

MARX

an

die

UNI!

**Widersprüche
studentisch
organisierter Lehre**

Irregularität

- 2 Editorial**
Lukas Geisler
- 8 Die Gastprofessur für
kritische Gesellschaftstheorie
von 2013 bis 2020**
Altaira Caldarella
- 16 Der Entstehungsprozess
der Gastprofessur light**
Lukas Geisler
- 24 Interview mit Alex Demirović**
Jule Tabel
- 44 Was es bedeutet,
heute Marx zu lesen**
David Morley
- 58 Interview mit Birgit Sauer**
Nele Eisbrenner
- 78 Seminare von Alex Demirović
Wintersemester 2023/24**
- 84 Seminare von Birgit Sauer
Sommersemester 2024**
- 90 Von ‚Problemvierteln‘ und ‚Rand-
bezirken‘ – Forschungsseminar
Sommersemester 2024**
- 94 Kritische Lehre in der hessischen
Provinz – Erfahrungen aus Gießen**
Kai Adrian Kappel, Tristan Stinnesbeck
- 102 Herausgeber*innen und Autor*innen**

Herausgeber*innen Jule Tabel, Henrik Schirm, Lukas Geisler, Lennart Bade

Gestaltung Finja Filzinger

Frankfurt am Main 2023

Editorial

Zuerst die gute Nachricht: Im Winter- und Sommersemester 2023/2024 wird es eine Gastprofessur *light* für kritische Gesellschaftstheorie geben. Dies ist das Ergebnis einer studentischen Initiative, die im August 2022 ihren Anfang nahm. Die ursprüngliche Idee war es, eine volle Gastprofessur einzuwerben, wie es sie bis zum akademischen Jahr 2019/2020 gegeben hat. Beginnend im Jahr 2013/2014 diente diese Gastprofessur der „Vermittlung der historischen Dimension und der aktuellen Perspektiven kritischer Gesellschaftstheorie“. Dabei sollte sie vor allem das Lehrangebot des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften mit Blick auf die Frankfurter Tradition bereichern.

An diese Tradition kann die Gastprofessur aufgrund von bürokratischen Hürden nicht direkt anschließen. Dies hat vielfältige Gründe: Die bewilligten Gelder belaufen sich lediglich auf zwischen einem Viertel und Drittel der ursprünglich bean-

tragten. So ist die *Goethe Teaching Professorship (GTP)*, was die offizielle Bezeichnung ist, lediglich mit 21.750 Euro für das komplette akademische Jahr ausgestattet. Das klingt erstmal viel, ist es aber nicht. Der Betrag setzt sich aus jeweils 9.000 Euro für á drei Seminare pro Semester sowie eine studentische Hilfskraft zusammen. Zusätzlich erschwert wurde die Suche nach geeigneten Personen, die die Lehrveranstaltungen geben, durch die hohen akademischen Anforderungen. Denn – anders als intendiert – vorgeschlagen werden können lediglich „professorale Kolleg*innen“. Außerdem konnten Professor*innen „mit vormaligen Anstellungsverhältnis an der Goethe-Universität“ nicht im Programm berücksichtigt werden.

Ich rekapituliere kurz: Die *GTP* für kritische Gesellschaftstheorie kommt lediglich für Personen in Frage, die Minimum bereits eine Professur innehaben und zusätzlich nie an der Goethe-Universität angestellt waren – und für diese Personengruppe soll dieses Programm für lediglich 9.000 Euro im Semester attraktiv sein. Eine weitere Problematik ergab sich daraus, dass Professor*innen, die noch nie an der Goethe-Universität angestellt waren, nicht in Frankfurt wohnen. Gleichzeitig stellte sich das Dekanat des Fachbereichs dagegen anfallende Fahrtkosten zu übernehmen. Zusammengenommen waren dies keine guten Voraussetzungen.

Am 26. Januar 2023 wurden die Gelder für die Gastprofessur *light* bewilligt. Danach machten sich sechs Mitglieder vom *AK kritische Gesellschaftstheorie* auf die Suche nach geeigneten Kandidat*innen. Angefragt wurden über 20 Professor*innen aus Deutschland und Österreich. Eine Kandidatin, aktuell Professorin an der

**„Es gilt,
sich von der
eigenen
Ohnmacht
nicht
dumm
machen zu
lassen.“**

HU Berlin, wurde abgelehnt, da sie von 2003 bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität war. Nach unzähligen E-Mails und Gesprächen konnte der *AK kritische Gesellschaftstheorie* Alex Demirović und Birgit Sauer gewinnen. Im Namen aller darf ich Ihnen herzlich danken. Unter anderem über den Inhalt ihrer Seminare informiert diese Broschüre.

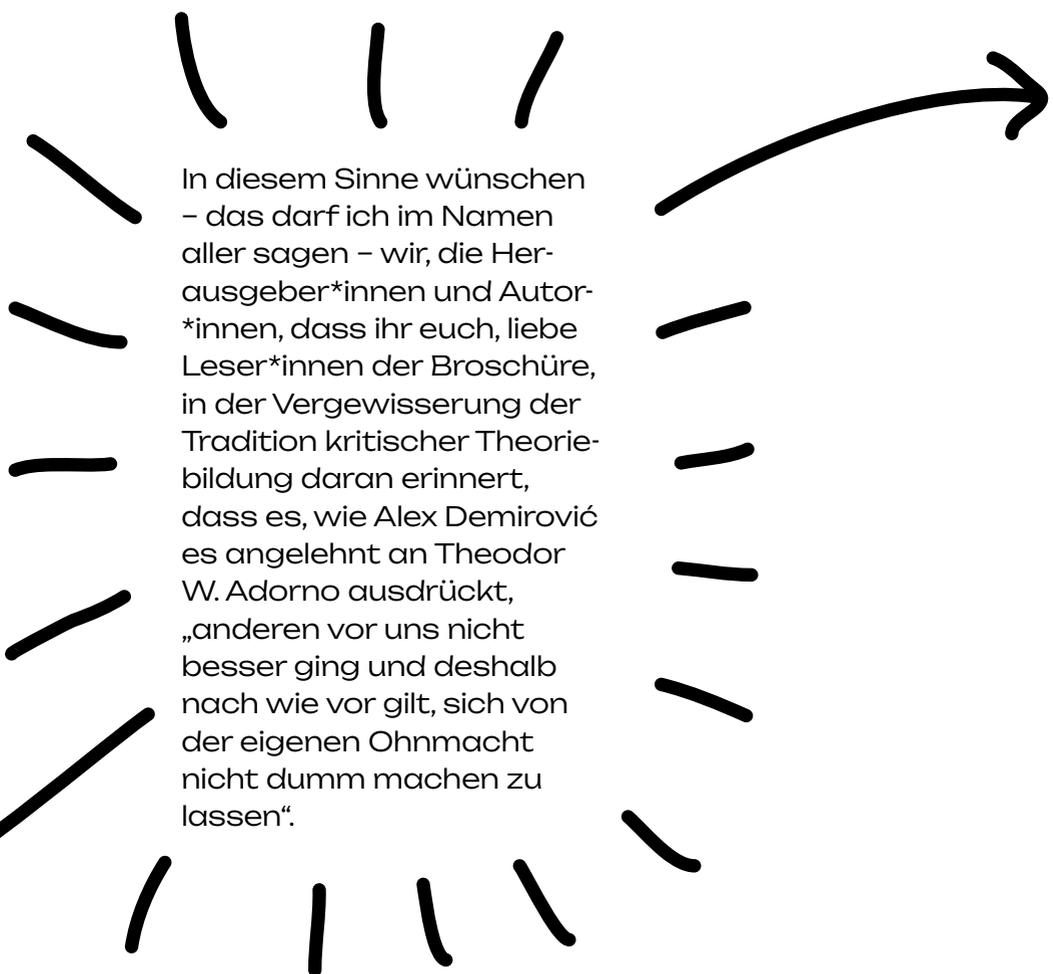
Die *Fachschaft des Fachbereichs Gesellschaftswissen* übernimmt darüber hinaus die Fahrtkosten, die sich auf 1.000 Euro belaufen. Auch an dieser Broschüre war die *Fachschaft*, namentlich Henrik Schirm und Finja Filzinger, federführend beteiligt – ohne diese Unterstützung wäre die Gastprofessur *light* nicht möglich gewesen. Dem *AStA* ist es zu danken, dass er die vorliegende Broschüre finanziert.

Mit dieser Broschüre wollen der *AK kritische Gesellschaftstheorie*, die *Fachschaft des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften* und der *AStA* gemeinsam einen Blick in die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft kritischer Lehre am Fachbereich werfen. Auch wenn die Organisation von kritischen Lehrangeboten von unten gutzuheißen ist, kann es nicht sein, dass es an einer Gruppe engagierter Studierenden hängt, dass es kritische Lehrangebote gibt. Darüber

hinaus ist zu konstatieren, dass es nicht nur ein Unterangebot an kritischen Lehrveranstaltungen in Bezug auf die Frankfurter Tradition kritischer Gesellschaftstheorie gibt, sondern dass ein genereller Mangel an Seminarangeboten im Verhältnis zur Anzahl der Studierenden festzustellen ist. Diese und noch viele weitere Schlaglichter auf die Widersprüche studentisch organisierter kritischer Lehre am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität will die vorliegende Broschüre mit dem Titel *Marx an die Uni!* werfen.

Gemeinsam mit der Gastprofessur *light* soll diese Broschüre also auch einen Anstoß geben, darüber nachzudenken, ob und wie kritische Lehrangebote angesichts der lokalen und globalen multiplen Krisengeschehen langfristig institutionell verankert

werden können. Die Universität ist eben kein Elfenbeinturm, sondern situiert in kapitalistischen globalen Ungleichheitsverhältnissen, die kritische Wissensproduktion und -vermittlung im Sinne einer kritischen Theorie der Gesellschaft unerlässlich machen. Gerade der Zeithorizont der Klimakatastrophe verlangt nach richtigem Handeln in einer schlechten Welt, und vor allem dem Erproben neuer nicht-kapitalistischer Lebensweisen. Denn auch in dieser, von Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnissen geprägten, Gesellschaft – und mit ihr auch an der Universität – gibt es Tendenzen, die über die unhaltbaren Verhältnisse hinausreichen oder gar vermögen, sie zu überwinden. Zu dieser Menschheitsaufgabe soll die Broschüre ihren bescheidenen und doch notwendigen, vielleicht zum Scheitern verdammt, Teil beitragen.



In diesem Sinne wünschen – das darf ich im Namen aller sagen – wir, die Herausgeber*innen und Autor*innen, dass ihr euch, liebe Leser*innen der Broschüre, in der Vergewisserung der Tradition kritischer Theoriebildung daran erinnert, dass es, wie Alex Demirović es angelehnt an Theodor W. Adorno ausdrückt, „anderen vor uns nicht besser ging und deshalb nach wie vor gilt, sich von der eigenen Ohnmacht nicht dumm machen zu lassen“.

» **Vielleicht wäre
das anders, wenn
alle von Ihnen mal
eine Mail an das
Dekanat schreiben
würden.** «

Die Gastprofessur
für kritische
Gesellschaftstheorie
von 2013 bis 2020

Es ist nicht allzu lange her, dass die Gastprofessur für kritische Gesellschaftstheorie in Frankfurt den Lehrbetrieb sowohl am Laufen hielt als auch mit ihrer bloßen Präsenz in Frage stellte. Ich erinnere mich an die unheimlich überfüllten und doch für uns alle, die teilnahmen, langfristig prägenden Seminare. Im Jahre 2016/2017 hatte Daniel Loick die Gastprofessur inne. Er gab unter anderem eine Einführung in die kritische Theorie (mit kleinem „k“) an der in etwa 400 Menschen teilnahmen. Geplant war die Veranstaltung ursprünglich als Seminar. Damals war ich studentische Hilfskraft der Gastprofessur und konnte zum ersten Mal hinter die Kulissen des akademischen Betriebs schauen. Erschreckend, was sich da vor mir auftat. Einerseits war das Interesse an den Veranstaltungen der Gastprofessur mehr als erfreulich: 400 junge Studierende, die trotz Platzmangel, Hitze, Lautstärke und einer Menge Lesestoff regelmäßig in den überfüllten Saal strömten, um sich gemeinsam einen Zugang zur kritischen Theorie zu erarbeiten. Statt, wie es sich mit dieser Zahl Teilnehmender anbieten würde, auf eine Vorlesung umzusteigen, etablierten sich kleine Diskussionsgruppen, die sich wöchentlich intensiv mit den Texten auseinandersetzten. Dadurch



wurden wichtige Begegnungs- und Lernräume geschaffen, die eigenen Kommiliton*innen lernte man in diesem Format persönlich näher kennen.

Obwohl es so viele Menschen in einem so engen Saal waren, hatte man dennoch das Gefühl, plötzlich an der Uni Luft zum Atmen gefunden zu haben. Die Themenwahl hatte nämlich einen Nerv getroffen: ob Beauvoir, Crenshaw, Adorno, Marx oder Althusser. Wir hatten einen enormen Hunger nach den vielfältigen Spielarten kritischer Theoriebildung, mit denen wir uns nun endlich im Rahmen unseres Studiums befassen konnten. Und nicht nur das, wir hatten auch einen Tatendrang. Außerhalb der Vorlesung etablierten sich schnell zahlreiche Lesekreise zur Vor- und Nachbereitung der Veranstaltung. Wir hatten das Bedürfnis, uns gegenseitig zu einem Verständnis der uns umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu verhelfen, um sie mitgestalten und verändern zu können.

Obwohl es so viele Menschen in einem so engen Saal waren, hatte man dennoch das Gefühl, plötzlich an der Uni Luft zum Atmen gefunden zu haben.

Andererseits war es besorgniserregend zu sehen, wie wenig institutionellen Rückhalt es für diese Professur gab. Zwar sprach die schiere Zahl der Teilnehmenden für sich: dass sich die Studierenden hier so ballen,

konnte nur heißen, dass es außerhalb der Gastprofessur nicht genügend kritische Lehrangebote gab. Auch heute erscheint mir dies nicht anders. Entsprechend ist damals wie heute die Gastprofessur bitter nötig. Dieser beinahe selbstevidenten Schlussfolgerung stand jedoch die Ausstattung der Gastprofessur diametral entgegen: Meine Stelle als studentische Hilfskraft war auf bloße zwei Monate begrenzt. Jede Person, die je in den universitären Lehrbetrieb involviert war, weiß, dass das vorne und hinten nicht reicht, selbst bei einer Professur mit einem geringeren Workload. Zudem stand das mögliche Aus der Gastprofessur damals bereits im Raum. Daniel Loick setzte uns in einer der Veranstaltungen darüber in Kenntnis. Ein Raunen machte sich breit – und absolutes Unverständnis: Wie kann ein Angebot, das so sehr unseren Bedürfnissen entspricht, einfach abgeschafft werden? Wer entscheidet darüber? Und wie zum Teufel lässt sich ein derartiger Einschnitt in unser aller Lebensrealität verhindern? Viele von uns hatten erstmals das Gefühl, für einen Augenblick selbstbestimmt studieren zu können. Dieses neu errungene Gefühl wegen etwaiger institutioneller Logiken wieder zu verlieren, fühlte sich damals ziemlich bedrohlich an.

In diesem Kontext fiel dann der im Titel zitierte Satz: „Vielleicht wäre das anders, wenn alle von Ihnen mal eine Mail an das Dekanat schreiben würden.“ Wir könnten doch alle kurzerhand das Dekanat darüber in Kenntnis setzen, wie viel uns an der Gastprofessur liegt. Wie gesagt, so getan. Ich formulierte einen Entwurf und postete diesen in alle Online-Foren der Kurse. Mehrere Dutzend Nachrichten erreichten das Dekanat, das nicht so recht wusste, wohin damit. Daraufhin kam der damalige Dekan sogar in die Veranstaltungen, um sich die Belange der Studierenden anzuhören, deren Forderung ganz klar der langfristige Erhalt der Professur war. Was stattdessen geschah, war eine bloße Aufstockung meiner Stelle auf das ganze Semester (was eigentlich von Anfang an hätte selbstverständlich sein müssen). Die E-Mail-Aktion

war nichtsdestotrotz ein kleiner Erfolg. Es formierte sich sogar noch eine kleine Gruppe an Studierenden, die weiter an dem Erhalt der Professur dranhängen wollte – ‚Beziehungsweise Kritik‘ nannten sie sich. Schon beträchtlich, was sich an Organisation und den damit einhergehenden Selbstwirksamkeitserfahrungen für Studierende rund um die Gastprofessur formierte.

Einige Jahre später, im Jahre 2018/2019 hatte Karin Stögner die Gastprofessur inne. Diesmal mit Fokus auf Kritischer Theorie (mit großem „K“), besonders der ersten Generation der Frankfurter Schule. Eine ganz andere inhaltliche Ausrichtung, doch genau das war das Spannende: Über die Jahre hinweg hatte im Rahmen der Gastprofessur die Vielfältigkeit der Entwicklungsstränge und auch die Interdisziplinari-

tät Frankfurter Traditionslinien ihren – wenn auch prekären – Platz an der Universität. Auch hier natürlich wieder überfüllte Seminare, wenn auch nicht ganz so drastisch. Karin Stögner nahm die Anmeldung zu den Seminaren etwas ernster und das aus gutem Grund: Inhaltlich lässt sich mit dermaßen überfüllten Seminaren nur schwer arbeiten. Warum sich auch die ganze Arbeit, die an eine bloß spärlich ausgestattete Gastprofessur ausgelagert wird, aufhalsen lassen? Wie dem auch sei. Der Andrang war wieder enorm, denn – man kann es kaum glauben – es war für viele die erste Gelegenheit, sich in Frankfurt intensiv und nicht bloß am Rande mit den Texten der ersten Generation der Frankfurter Schule zu befassen. Doch nicht nur Adorno, Horkheimer und Ideologiekritik waren hier Thema, der Brückenschlag zu aktuellen Themen, wie Kritik des Nationalismus und Antisemitismus, waren inhaltlich zentral. Gekrönt wurde dieses Jahr der Gastprofessur durch eine Tagung: ‚Kritische Theorie und Feminismus‘. Noch heute existieren die sozialen Kontexte, die sich hier zusammenfanden, fort. Ohne die Gastprofessur hätte es sie in dieser Form nicht gegeben, da lege ich meine Hand für ins Feuer.

Auf Karin Stögner folgte noch Frieder Vogelmann, dann bloß das Ende der Gastprofessur. Beinahe lautlos schlich es sich ein, denn plötzlich gab es sie ab 2020 nicht mehr. Keine Begründung, kein großes Trara. Es ging beinahe spurlos im pandemischen Universitäts'all-

tag' unter, dass es ein Angebot, das für viele Studierende wichtige Impulse zu einer Erstpolitisierung lieferte, sich aber vor allem dadurch auszeichnete, die vielfältigen Traditionslinien Frankfurter Theoriebildung jungen Studierenden näher zu bringen, nicht mehr existierte. Es ist eine ziemlich laute Stille, die sich seitdem am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität breit macht. Mit kritischer Theorie (ob mit großen oder kleinem „K“) lässt sich an einer Stiftungsuniversität nun mal kein Blumentopf gewinnen. Die Unterfinanzierung und das Unterangebot an kritischen Lehrveranstaltungen sind und bleiben jedoch frustrierend, gerade für Menschen, die eigentlich der kritischen Theoriebildung wegen nach Frankfurt kamen und noch immer kommen. Manchmal entsteht beinahe der Eindruck, als wolle die Goethe-Universität genau diese Art Studierender nicht hier haben und sie erst recht nicht weiter mit kritischen Inhalten füttern. Am Ende schreiben sie einem vielleicht unangenehme E-Mails, besetzen Hörsäle oder schleichen sich gar in Senatssitzungen ein, um ihren Forderungen Gehör zu verschaffen.

Anders klang dies noch vor über 70 Jahren. Max Horkheimer richtete Im Jahre 1952 – während seiner Amtszeit als Rektor der Goethe-Universität – folgende Worte an die Studierenden:

„Wir wünschen uns vor allem, daß Sie den kompromißlosen Willen zur Mitarbeit an einer besseren Einrichtung der Welt nicht [...] schmälern lassen“.

Ist das Aufbegehren der Studierenden insofern nicht ein Impuls, den man fördern sollte?

Wem genau werden die Folgen einer kapitalistischen Wirtschaftsweise in Zukunft wortwörtlich das Feuer unterm Hintern heiß machen, wenn nicht jungen Menschen?

Braucht es da vielleicht nicht bloß Visionär*innen der immer effizienteren Naturbeherrschung und Kapitalverwertung, sondern auch Menschen, die sich weiterhin kritisch mit sozialen Missständen befassen wollen?

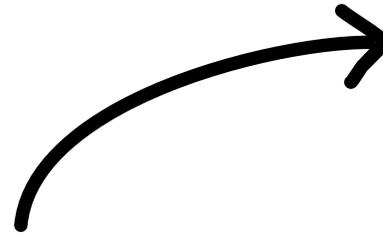
Dafür ihre Zeit und Kraft einsetzen, um diese Fragen herum Freund*innen- und Genoss*innenschaften formieren, gemeinsam nach Ausdrucksformen dieser kritischen Impulse suchen und damit verändernd in die Gesellschaft hineinwirken wollen? Kritik braucht Räume, Zeit und finanzielle Ausstattung. Die Gastprofessur am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften wieder zu verstetigen, wäre ein erster Schritt, das Erbe Kritischer Theorie an der Goethe-Universität Frankfurt ernst zu nehmen. Sie ist nicht bloß als musealisierte Verknöcherung ihrer selbst, sondern als lebendige Tradition zu erhalten.

Der Entstehungsprozess der Gastprofessur light

Ein Entstehungsbericht über die Organisation einer Gastprofessur, der Mut zur Nachahmung machen soll.
Sprich: Ein kleiner QSL-Mittel-Guide für alle, die studentische Projekte initiieren wollen.

16

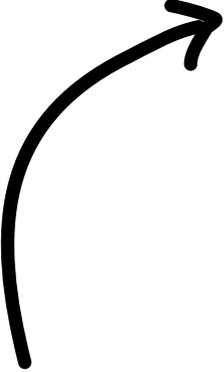
Die Idee, die Gastprofessur für kritische Gesellschaftstheorie wieder ins Leben zu rufen, kam im Juni 2022 auf als zum einen die zentralen QSL-Mittel ausgeschrieben wurden und zum anderen gerade die jährliche Ausschreibung der Gastprofessur in Gießen online ging. Die zentralen QSL-Mittel werden zweimal im Jahr ausgeschrieben und dienen, laut dem Hessischen Hochschulgesetz, der „Verbesserung der Qualität der Studienbedingungen und der Lehre“. Der Fördertopf ist mehrere Millionen Euro schwer. Zusätzlich stehen dezentrale Mittel zur Verfügung, die von den Fachbereichen vergeben werden. Auch dies ist eine sinnvolle Adresse, um Gelder für studentische Projekte zu beantragen.



Im Sommer gründete sich deshalb der studentische *Arbeitskreis kritische Gesellschaftstheorie*. Wir verschrieben uns der Organisation kritischer Lehre am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität. Nach Telefonaten und Gesprächen mit der GEW und einigen Lehrbeauftragten und anderen Personen am Fachbereich, die hilfreiche Hinweise gaben, entstand dann der vierseitige Antrag. In der Kalkulation planten wir damals – vor allem aus Unwissenheit – mit einer Professur mit einer Besoldungsstufe W2, womit wir also mit einer Jahreszahlung von 54.000 bis 70.740€ (inkl. einer studentischen Hilfskraft) kalkuliert haben.

Kleiner Tipp für die Nachahmung: Wir hätten lieber Gelder für einen „Lehrauftrag mit besonderer Bedeutung“ beantragen sollen. Dieser wird mit 60 Euro pro Stunde vergütet. Das sind im Semester über 1.500 Euro pro Seminar. Drei davon im Semester gebündelt mit ausreichend Sachmitteln ausgestattet wäre eine bessere Option gewesen. Volle Professuren können nämlich nicht finanziert werden aus QSL-Geldern, wie wir später rausfanden. Was wir bekamen, war am Ende nicht das, was wir uns vorgestellt hatten.

Schwerpunkt der interdisziplinären Gastprofessur sollte die ältere Kritische Theorie, Ideologie- und Gesellschaftskritik, der historische Materialismus sein. Mögliche Themenfelder wurden, wie folgt, definiert: Ideologien der Ausgrenzung und Ungleichheit, Antisemitismustheorien, Nationalsozialismus und Erinnerungspolitik, Rassismus-Theorien, Rechtsextremismus, Materialistisch-feministische Gesellschaftstheorie, Psychoanalyse und Sozialpsychologie, Marx und Kritik der politischen Ökonomie als Gesellschaftstheorie, Bildungstheoretische Ansätze der älteren Kritischen Theorie. Gedacht war die Gastprofessur vor allem für Personen, die sich in der Qualifikationsphase befinden, also schon eine abgeschlossene Promotion vorweisen können, aber selbst keine Professur innehaben. Die Gastprofessur sollte also gerade für die Personen geeignet sein, die aufgrund ihres kritischen Forschungsprofils im akademischen Betrieb marginalisiert werden und sich oft in prekären Anstellungsverhältnissen befinden.



Anfangs war das Studiendekanat hilfsbereit. Das ist auch nötig, denn für einen jeden studentischen QSL-Antrag bedarf es einer Stellungnahme des Studiendekans. Mit institutionellem Rückhalt oder direkt als institutionelle Initiative hat ein Antrag bessere Chance durchzukommen. Fragen kostet nichts. Grundsätzlich ist die QSL-Kommission paritätisch besetzt, das bedeutet, dass Studierende 50 Prozent der Kommission ausmachen. Das erleichtert es natürlich für studentische Anträge.

Danach war erstmal warten angesagt. Mehr als drei Monate braucht es, bevor man Rückmeldung bekommt, ob ein Antrag angenommen wurde. Im Januar gab es dann einen positiven Bescheid:

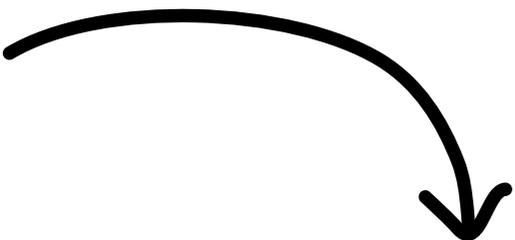
„Sie erhalten eine Förderung für das Projekt Gastprofessur für Kritische Theorie mit überwiegender Lehrtätigkeit in Höhe von EUR 21.750,00. Bitte beachten Sie, dass die Förderung einer GTP mit einem Umfang von 6 SWS für ein Studienjahr bewilligt wird. Antragssteller*in für die GTP ist der*die Dekan*in des Fachbereichs. Die Vergütung erfolgt in der Höhe der für GTP vorgesehenen Sätze.“

Was genau eine „GTP“ ist, sollten wir erst Wochen später rausfinden. Rasch drückte dies dann auch die anfängliche Freude. „GTP“ steht für *Goethe Teaching Professorship* und ist an eine Menge formaler Richtlinien gekoppelt. Kurz zusammengefasst:

Aus der Qualifikationsstelle für ‚junge‘ Wissenschaftler*innen war die Gastprofessur zu einer Stelle für Personen geworden, die sich bereits im Ruhestand befinden. Zusätzlich durften Lehrpersonen für die Gastprofessur nie (wirklich nie! – wir haben es probiert) bei der Goethe-Universität angestellt gewesen sein, auch wenn es über 20 Jahre her ist. Wir suchten also nach Personen, die Professor*innen waren, nie an der Goethe-Universität angestellt waren, aber am besten in Frankfurt leben, da Fahrtkosten nicht erstattet wurden.

Grundsätzlich fanden wir ebenfalls heraus, dass die Anträge zwar meistens bewilligt, aber die Gelder oft stark gekürzt werden. Unser Tipp ist daher: Am besten mehr Geld beantragen, als man eigentlich braucht!

Als *AK kritische Gesellschaftstheorie* schrieben wir also E-Mails, viele E-Mails, um Personen anzufragen, die zum einen thematisch in das Profil passten und zum anderen den hohen formalen Kriterien entsprachen. Über 20 Personen fragten wir an – nur um immer ähnliche Absagen zu bekommen: zu wenig Geld oder keine Zeit. Und das zurecht: für wen soll eine Gastprofessur, dotiert mit 9.000 Euro plus ein paar Sachmittel für eine studentische Hilfskraft pro Semester, attraktiv sein. Noch darüber hinaus für Personen, die sowieso schon eine Professur innehaben oder hatten. Schließlich – und das war unser Glück – erklärte sich erst Alex Demirović und dann Birgit Sauer nach längeren Gesprächen und Überzeugungsarbeit bereit, die Gastprofessur *light* wahrzunehmen. Warum sie das taten, erklären sie unter Anderem in den hier in der Broschüre abgedruckten Interviews.



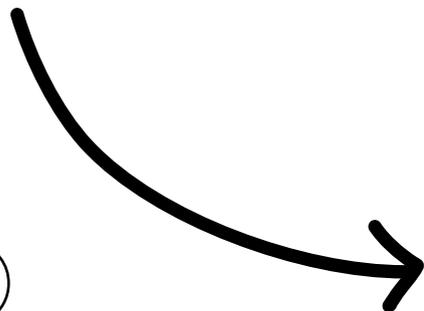
Der Vorteil der zurückhaltenden Unterstützung von Seiten der Verwaltung war allerdings, dass wir mehr oder weniger freie Hand hatten. Kein formalisiertes Bewerbungsverfahren, keine Professor*innen oder andere, die sich in die Auswahl einmischten.

Von Seiten des Präsidiums der Goethe-Universität und auch vom Studiendekanat hatte sich die Stimmung gegenüber der studentischen Initiative zu dieser Zeit bereits geändert. Wo anfänglich noch unterstützt wurde, gab es mittlerweile eine Blockadehaltung, bezüglich der Fahrtkosten, aber auch generell der Dialog über eine mögliche Gastprofessur. Man solle doch dankbar sein, dass man überhaupt Gelder bekommen habe, hieß es vom Büro der Vizepräsidentin für Lehre. Anstatt inhaltliche Fragen zu beantworten, verwies man auf „die üblichen Regeln des höflichen und respektvollen Umgangs“. Zu einem inhaltlichen Dialog mit uns war niemand bereit. Auch im Studiendekanat gab es Unmut, da keine Sekretariatsstelle oder ähnliches bewilligt wurde. Hier bedeutet die Gastprofessur *light* unbezahlte Mehrarbeit.

Es ist nachvollziehbar, dass das Unmut hervorruft. Davon sollte man sich aber nicht abschrecken lassen.

Auch die Fahrtkosten für Alex Demirović, der in Berlin und Basel wohnt, und Birgit Sauer, die in Berlin wohnt, konnten, obwohl wir unter anderen ein Antrag auf dezentrale QSL-Gelder geschrieben hatten, nicht übernommen werden. Aus Prinzip, ohne inhaltliche Begründung. Für die Fahrtkosten kommt nun die Fachschaft des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften auf. Erst diese Förderungen durch den AStA und die Fachschaft eröffneten die Möglichkeit, die Fahrtkosten zu stemmen und diese Broschüre zu drucken – also letztlich die Gastprofessur light richtig zu realisieren. Wie viel Zeit wir, der *AK kritische Gesellschaftstheorie*, in die Gastprofessur light gesteckt haben, kann heute niemand mehr von uns sagen. Wir freuen uns auf jeweils drei kritische Seminare in der Tradition kritischer Theoriebildung im Winter- und Sommersemester.

22



Doch die Einrichtung der diesjährigen Gastprofessur *light* ist nur ein Zwischenziel: Das light muss natürlich weg.

Ziel bleibt weiterhin, eine Gastprofessur für Kritische Gesellschaftstheorie langfristig zu etablieren. Mit dieser Broschüre geben wir zukünftigen Generationen an Studierenden hoffentlich genug Handwerkszeug mit, damit unsere Arbeit fortgeführt werden kann. Es klingt erstmal anspruchsvoll einen Antrag zu schreiben, doch wenn man sich durch die Bürokratie gekämpft hat, läuft es eigentlich, wie von selbst!

Wer Fragen dazu hat oder schlicht nochmal eine Person über einen QSL-Antrag drüber schauen lassen will, kann uns gerne eine E-Mail schreiben:

gesellschaftstheorie@systemli.org

**„Andere
Verhältnisse
herzustellen,
heißt am
Ende auch,
die Kritische
Theorie
überflüssig
zu machen.“**

ein Interview mit Alex Demirović
von Jule Tabel

Herr Demirović, wenn ich mit meinen Kommiliton*innen über den Stand der Kritischen Theorie an der Universität spreche, geschieht das oft unter der Annahme, dass es früher ein viel breiteres Lehrangebot für Kritische Theorie gab. Können sie das denn aus ihrer eigenen Erfahrung im Studium bestätigen?

AD: Ja, für Frankfurt gilt das auf jeden Fall, weil in Frankfurt am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, in der Philosophie und ein bisschen in den Kulturwissenschaften, schon Leute waren, die sich der Kritischen Theorie verbunden gefühlt haben. Da konnte man schon eine Art Curriculum der Kritischen The-

orie studieren. In der Philosophie in den 70er Jahren war das vor allem Alfred Schmidt. Es gab auch einige Jüngere, die bei Adorno noch promoviert hatten, wie Günther Menschling oder Frieder Schmidt. In der Soziologie lehrten Gerhard Brandt, Helmut Brede, Jürgen Ritsert oder Wilhelm Schumm. Es kamen später noch Alfred Lorenzer, Heinz Steinert, Ute Gerhard oder Ursula Apitzsch hinzu. In den Politikwissenschaften gab es Iring Fetscher und Joachim Hirsch, Helmut Reichelt, Joseph Esser.

In der Stadtforschung, Staatstheorie, soziale Bewegungsforschung konnte man also ein Studienprogramm mit unterschiedlichsten Themen

verfolgen und sich völlig im Kosmos der Kritischen Theorie bewegen. Es gab natürlich auch noch andere Ansätze. Aber Kritische Theorie konnte man schon sehr breit studieren. Dabei spielten neben den Hochschullehrer*innen und Mitarbeiter*innen, von denen viele an der Kritischen Theorie interessiert waren, Lehrbeauftragte eine große Rolle. Dazu gehörten als Mitarbeiter Roland Roth, später Christoph Görg, als Lehrbeauftragte über längere Zeit Helmut Reinicke und Hans-Georg Backhaus. Bei letzterem konnte man sich in die neuere Marx-philologischen Diskussionen einarbeiten.

Und wie war es dann, als Sie selbst an der Uni gearbeitet haben?

AD: Ab den 80er Jahren nahmen Lehraufträge etwa Hermann Kocyba, Helmut Brentel, Diethard Behrens, Andrea Maihofer, ich selbst wahr. Klar, wir

haben nicht immer im engeren Sinne Kritische Theorie gemacht, sodass man Adorno und Horkheimer liest, aber das war schon der Horizont, in dem sich das bewegte. Bei den Lehraufträgen ging es um ein ergänzendes Angebot. Ich habe in den Seminaren Marx und Bourdieu, die staatsrechtlichen Debatten im Kontext des Instituts für Sozialforschung, Gramsci und Poulantzas behandelt. In meinem Verständnis war das eine Öffnung für eine internationale marxistische Diskussion, um wegzukommen von den Diskussionen, die immer nur im engen Sinne Frankfurter Kritische Theorie waren. Auch Konservative habe ich in den Seminaren behandelt (etwa Schmitt oder Forsthoff).

Und das hat eigentlich so gehalten, in immer neuen Zusammensetzungen, bis Anfang der 2000er Jahre. Dann gingen einige der

Hochschullehrer*innen in Rente und viele Stellen wurden umgebaut bzw. nicht nachbesetzt. 2003/04 stand ja auch zur Diskussion, dass ich eine Professur bekomme, was der damalige Universitätspräsident Steinberg verhindert hat. Es ist aber nicht so schlimm gekommen, wie wir Anfang der 2000er Jahre dachten. Allerdings spielt jetzt der explizite Bezug auf marxistische Tradition, also z.B. in der Psychoanalyse, in den Erziehungswissenschaften, in der soziologischen Forschung, in der politischen Theorie eine ganz untergeordnete Rolle, wenn er überhaupt eine Rolle spielt.

Sie haben gerade berichtet, dass die Kritische Theorie seit dem Anfang der 2000er immer weniger an der Universität vertreten war. Ziemlich genau vor 10 Jahren (2013) wurde dann die Gastprofessur für Kriti-

sche Gesellschaftstheorie an der Goethe-Uni eingerichtet und Sie haben im ersten Jahr die Lehre übernommen. Aus welcher Motivation heraus haben Sie damals die Stelle angenommen, und hat die Gastprofessur dann auch das erfüllt, was Sie sich von ihr erhofft haben?

AD: Naja, ich hatte zu dieser Zeit in Berlin an der TU gearbeitet, aber diese Stelle lief aus. Es war für mich ein guter Anschluss und ergab sich eigentlich zufällig. Damals haben parallel in Gießen und in Frankfurt Studierende den Antrag gestellt, mit QSL-Mitteln eine solche Gastprofessur einzurichten. Ich habe mich auf beide Stellen beworben und dann ein Semester die Gastprofessur in Gießen wahrgenommen und danach dann für zwei Semester in Frankfurt. Klar, ich habe das gemacht, weil ich es inhaltlich inter-

essant fand, aber natürlich brauchte ich auch das Einkommen. In den Seminaren habe ich Themen behandelt, an denen ich gearbeitet habe. Aber nach der eher ruhigen Arbeit an der TU in Berlin und in Gießen war die Arbeitsbelastung in Frankfurt schon mörderisch.

Wie meinen Sie das?

AD: Wenn man in Frankfurt Themen der Kritischen Gesellschaftstheorie anbietet, dann kommen viele Studierende. Das ist erfreulich, aber es lässt sich kaum schaffen. Als ich die Gastprofessur hatte, dachte ich: Naja, wenn ich hier wirklich die Professur bekommen hätte, ich weiß nicht, ob ich das überlebt hätte. Das waren Hunderte von Studierenden und man hat dann eben entsprechend viele Papiere da liegen, also Referate, Hausarbeiten, Betreuungen und der dazugehörige Verwaltungsaufwand. Das

war wirklich viel Arbeit. Aber ich fand, es hat Spaß gemacht und passt ganz gut in meine sonstige Planung. Und die Kolleg*innen, die ich von früher her kannte oder kenne, fanden das auch gut und förderlich, weil es eben einfach einen Bedarf gab. Die stellten das fest und die Studierenden beklagen das ja auch noch heute, dass Kritische Theorie nun mal fehlt. Da war mein Angebot eine gute Ergänzung des Lehrangebots.

Trotz dieser großen Wertschätzung von Seiten der Studierenden, dass es wieder Seminare zur Kritischen Theorie gab, wurde die Gastprofessur für Kritische Gesellschaftstheorie nach sieben Jahren abgeschafft ...

AD: Ich weiß vom Hörensagen, dass es sehr umstritten war, ob man eine solche Gastprofessur überhaupt braucht und

ob man es auch gerade noch mit mir braucht. Es gibt mehrere Kolleginnen und Kollegen im Fachbereich, die die Haltung haben, dass die Theorie eigentlich überholt und erledigt sei, dass man sie nicht mehr benötige und schon gar nicht in der Version von Adorno und Horkheimer. Den Ansatz von Habermas würde man vielleicht noch hinnehmen, aber gegen diese ältere Tradition, die eben eng an Marx orientiert ist und das fortsetzt – in dieser Tradition werde ich ja gesehen und sehe mich auch selbst – gibt es Vorbehalte.

Ich würde auch sagen, die, die danach auf die Gastprofessur kamen, haben das tatsächlich nicht fortgesetzt. In Frankfurt zählen sich ja viele zur Kritischen Theorie und es wird auch international so gesehen, dass die Kritische Theorie in Frankfurt gut verankert ist mit der so-

genannten zweiten und dritten Generation. Also mit Jürgen Habermas, der in den 90er Jahren irgendwann ausgeschieden ist, und dann mit Axel Honneth, Rainer Forst, Christoph Menke, Martin Seel, Martin Saar. Viele sehen sich in dieser Tradition.

Zu Unrecht?

AD: Es ist schwierig einfach zu entscheiden, wer dazu gehört und wer nicht. Es gibt viele Arten, die ältere Kritische Theorie aufzunehmen und das zu bestimmen, was ihr sogenannter Paradigmakern ist. Das lässt sich nicht einfach aus einem Wesen heraus bestimmen, denn es gibt auch unter dem Namen Kritische Theorie eine Reihe von Ansätzen. Deswegen gibt es auch seit vielen Jahren Diskussionen darüber. Dynastisch über Lehrstuhltraditionen sollte es jedenfalls nicht entschieden werden. Aber ich finde das eigentlich auch

keine fruchtbare Diskussion. Doch es ist auch klar, dass Kritische Theorie, die sich in der Linie der älteren Kritischen Theorie mit dem relevanten Bezug zu Marx bewegt, eben 2013 kaum vertreten war. Genau das war der Punkt, der die Studierenden genervt hat und wo sie Bedarf hatten. Bei meiner Nachbesetzung hatte ich aus der Ferne den Eindruck, dass das schon ganz gute Leute waren, die sich aber eher in einer Habermas-schen Tradition gesehen haben als in der Tradition der älteren Kritischen Theorie. Aber da bin ich nicht ganz sicher und weiß zu wenig.

2019/2020 ist die Gastprofessur dann ausgefallen. In studentischen Kreisen hatte man damals den Eindruck, dass außer vereinzelt studentischen Initiativen niemand, insbesondere niemand von der Uni- bzw. Fachbereichslei-

tung, Interesse an der Weiterführung zeigt. Wie erklären Sie sich das?

AD: Um das richtig sagen zu können, müsste man näher dran sein. Aber ich glaube, es erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Ich denke, trivialerweise waren die QSL-Mittel erschöpft, also die Gelder standen nicht mehr zur Verfügung bzw. nicht mehr im selben Umfang, weil die Gastprofessur ja außerhalb des normalen Budgets finanziert wurde. Wenn man eine Professur, die das kontinuierlich vertritt, stabil finanzieren will, dann müsste man dafür Geld von anderen Stellen her frei machen und das ist schwierig. Die Uni und der Fachbereich sind ja auch überschuldet ...

Für andere Sachen ist aber Geld da. Das kann ja nicht der einzige Grund sein.

AD: Das mag sein. Ich würde sagen, es gab in der

Fachbereichsleitung auch durchaus Personen, die das nicht wollten. Die fanden, Kritische Theorie sei nicht ernst zu nehmen, keine ernsthafte Wissenschaft. Das war ja auch die Haltung des Präsidenten damals. Er meinte, Kritische Theorie sei Ideologie und dass das ein Ende haben müsse. Kritische Theorie sei keine seriöse sozialwissenschaftliche, empirische Forschung, und fertig.

Es ist schon ein wenig durchgeklungen, dass sie ein Lehrangebot für Kritische Theorie definitiv als wichtig empfinden. Woraus begründet sich diese Notwendigkeit?

AD: In Frankfurt hat das natürlich einen eigenen Status. Ich meine, da waren bedeutende Wissenschaftler*innen an der Universität, und die Universität hat einen Adorno-Platz, die Horkheimer-Straße und es gibt das In-

stitut für Sozialforschung. Also ist es sinnvoll diese Tradition zu pflegen – aber natürlich nicht nur museal. Über Kritische Theorie wird international diskutiert. Nicht nur in den USA, wo Kritische Theorie gut etabliert ist, sondern auch in Spanien, Brasilien, in Japan, in Südkorea. Also da kann man in viele Ecken der Welt gucken und dann ist das ein bisschen bedauerlich, wenn nicht sogar beschämend, dass diese Tradition in Frankfurt so marginalisiert wird. Dabei ist der

Die Universität hat einen Adorno-Platz, die Horkheimer-Straße und es gibt das Institut für Sozialforschung. Also ist es sinnvoll, diese Tradition zu pflegen – aber natürlich nicht nur museal.

Bezug auf Marx von großer Wichtigkeit. Adorno sagte einmal ganz richtig, dass in Deutschland das Verhältnis zu Marx neurotisch sei. An anderen Orten ist das nicht so, auch wenn es heute angesichts der autoritären Entwicklungen schwieriger geworden ist, offen über Marx und die marxistische Theorie zu diskutieren. Es ist auch sicherlich richtig, dass die Kritische Theorie durch andere Ansätze erweitert wird. Für mich waren das die Arbeiten von Gramsci, von Foucault, Derrida, des Poststrukturalismus, der Diskursanalyse. Aber genau das ist eine der Streitfragen, nämlich: wie die anderen Theorien einzubeziehen seien. Die ältere Kri-

Es geht um ein Gesamtverständnis der kapitalistischen Gesellschaft, in der wir leben und die sich weiterentwickelt.

tische Theorie wollte keine Norm- und Letztbegründung, sondern argumentierte für Bodenlosigkeit und Vermittlung. Grundlage ist die gesellschaftliche Wertvergesellschaftung und das ist keine Norm, sondern selbst ein vermittelter Zusammenhang. Das war immer die Kritik von Adorno: gegen jedes Erste, gegen Philosophie, die nach dem Ersten strebt. Kritische Theorie ist ihrem Anspruch nach Analyse der materiellen Bewegungsgesetze, der gesellschaftlichen Mächte.

Um was geht es bei Kritischer Theorie denn nach Ihrer Ansicht?

AD: Es geht um ein Gesamtverständnis der kapitalistischen Gesellschaft, in der wir leben und die sich weiterentwickelt. Dazu gehört die Finanzialisierung, die in den 90er Jahren mit der Globalisierung und dem Neoliberalismus eingesetzt hat,

dazu die ökologische Krise, die Bedrohungen der Demokratie, die sozialen Bewegungen, die Veränderungen in den Betrieben oder den privaten Beziehungen. Das sind vielfältige Gegenstände empirischer Forschung. Dazu gehört aber auch das, was Horkheimer und Adorno gemacht haben: sehr viel Meinungsforschung, um festzustellen, wie eigentlich die Haltungen der Menschen zu den Widersprüchen der Demokratie sind. Heute wird auch über Rassismus, Antisemitismus und Rechtsextremismus geforscht – das war in früheren Jahrzehnten nicht selbstverständlich. Aber ich sehe nicht, dass dies in den Zusammenhang von Familie, Geschlechterverhältnissen, Psychodynamik, veränderten Berufsorientierungen, betrieblichen Herrschaftsprozessen, Dynamiken der Kapitalverwertung gestellt wird, wie das ihrerzeit Horkhei-

mer, Fromm, Adorno versucht haben. Vieles bleibt an der Oberfläche. Doch es geht um die Tiefendynamiken der bürgerlichen Gesellschaft, um die Tendenzen der mächtigen Kräfte. Kulturindustrieforschung wäre wichtig, die ganze Frage des gesellschaftlichen Naturverhältnisses und so weiter.

Genau, die globalen Ungleichheitsverhältnisse mitsamt der Klimakatastrophe zwingen uns ja gerade dazu, nach emanzipatorischen Antworten zu suchen.

AD: Ja, für die Kritische Theorie geht es ja immer darum zu begreifen, wie sich eigentlich der Gesamtprozess der Gesellschaft unter den Gesichtspunkten von Naturzerstörung, Ausbeutung und Herrschaft entwickelt. Und das ist etwas, was wirklich wenig vorkommt in der bundesdeutschen Diskussion.

Ich glaube genau dieser Versuch das Gesamte in den Blick zu nehmen, ist es auch, was uns Studis an der Kritischen Theorie so fasziniert. Deshalb haben sich jetzt einige zusammengetan, um erneut Mittel für eine Gastprofessur zu beantragen. Leider wurde es nur eine sogenannte „Goethe Teaching Professorship“, in deren Rahmen Birgit Sauer und Sie Seminare zur Kritischen Theorie im weiteren Sinne, aber in der Tradition zu Marx, anbieten.

Das bedeutet, die Kritische Theorie ist jetzt wieder zurück an der Uni, allerdings eben nur in einem prekären und nicht-institutionalisierten Rahmen. Ist das ein Grund zur Freude oder löst das auch Besorgnis über die Zukunft der Kritischen Theorie aus?

AD: Eine Schwalbe macht noch keinen Frühling. Es ist ja immer beides. Ich fin-

de es einerseits toll, dass die Studierenden sich jetzt dafür einsetzen und das hat ja auch seine positive Wirkung. Nach ein bisschen hin und her ist es ja jetzt gut ausgegangen. Aber es gibt dabei immer auch einen Haken: Die Stelle ist nicht dauerhaft, und sie ist nicht so, dass junge Leute, die damit ihre Karriere begründen wollen, sich bewerben können. Denn die Bezahlung ist schlecht und die Voraussetzungen sind ungünstig, weil das mit dem Wissenschaftszeitvertragsgesetz kombiniert ist. Das bedeutet, man muss einen Professor*inentitel haben. Aber wer hat den schon? Wer kann diese Bedingungen alle erfüllen? So, wie das jetzt ausgestaltet ist, ist das eigentlich wirklich nur was für Rentner*innen, also für die Leute, die schon Professor*innentitel haben, die auf das Entgelt nicht unmittelbar angewiesen sind und die sozusagen

ein paar Bedingungen mitbringen, die Jüngere am Beginn ihrer Karriere gar nicht mitbringen können. In diesem Sinne ist es keine Qualifikationsstelle. Das war mit der alten Gastprofessur anders. Die habe ich bekommen, klar, aber die haben danach dann vor allem Jüngere bekommen, die wirklich noch in einem Qualifikationsprozess waren. Sie konnten damit zeigen, dass sie Lehre machen können und dass sie in der Forschung aktiv sind.

Sie sind also besorgt?

AD: Also „besorgt“ ist nicht das richtige Wort, aber natürlich denke ich, es wäre schöner, es könnte verstetigt werden, und es könnte dann wiederum attraktiv für Jüngere werden. Klar, freue ich mich, dass ich das jetzt machen kann, aber letztlich muss es ja auch in Zukunft weitergehen. Und das heißt dann eben tatsächlich, dass sich Jüngere auch

mit Spaß und Leidenschaft mit so einer Theorie-Tradition verbinden und sagen: Ja, für uns und das, was wir in unserer Gesellschaft brauchen, ist es eben wichtig, Kritische Theorie zu machen. In einem Sinn, der tatsächlich gesellschaftliche Arbeit, Herrschaftsfragen, Naturausbeutungsprozesse, Rassismus oder Sexismus etc. im gesellschaftlichen Zusammenhang thematisiert.

Und wie stehen Sie generell zu dem Punkt, dass Studierende dazu gezwungen sind, selbst ihre Lehre zu organisieren? Eigentlich wäre es ja Aufgabe der Uni genügend Seminare, und vor allem auch Seminare für Kritische Theorie, anzubieten. Mit der Goethe Teaching Professorship wurde der Organisationsaufwand den Studis überlassen und am Ende ermöglicht es das Angebot mehrerer Seminare

für weniger Bezahlung der Dozierenden. Gleichzeitig reden wir aber immer über den Wunsch nach mehr Selbstorganisation und Mitbestimmung. Wir befinden uns da also in einem Zwiespalt. Wie denken Sie darüber?

AD: Ja, das ist schon genauso, wie Sie jetzt sagen, ein Zwiespalt. Einerseits ist es gut, wenn Studierende sich selbst engagieren und Lehre organisieren, ihre wissenschaftlichen Interessen frühzeitig ausbilden und sich damit

eigentlich nicht, um den Herausforderungen, mit denen wir heute zu tun haben, wirklich Rechnung zu tragen. Ich meine, es gibt ja schon gute, innovative Forschungen. Aber die Frage ist: Kommen sie zusammen? Gibt es ein Verständnis von Gesamtprozessen und kommt es auch zu einem neuen Verständnis der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung? Was machen wir, wenn unsere Gesellschaften kollabieren? Wie bewältigen wir diese Krisen?

Was machen wir, wenn unsere Gesellschaften kollabieren? Wie bewältigen wir die Krisen?

auch intellektuell autonom machen. Das bedeutet, dass sie sagen, was sie brauchen, was sie wissen wollen, und sie können dann auch sagen, was der Fachbereich oder die Uni insgesamt anbietet, reicht

Auch unter sozialen Gesichtspunkten ist das Engagement wichtig, denn durch die Freund*innenschaften, durch die Diskussionen, durch die Neugierde, die sich da entwickeln, können For-

schungsfragen erzeugt werden, die die Leute viele Jahre weiterhin tragen, motivieren und antreiben. Wenn ich das für mich betrachte, dann lief das mit Freund*innen in den 1970er Jahren und in den nachfolgenden Generationen in den 80er und 90er Jahren genau so: Leute kommen zusammen, diskutieren miteinander, haben interessante, innovative Ideen. Da bilden sich Freund*innenschaften, Arbeitsgruppen, gemeinsame Interessen. Daraus entstehen natürlich auch Konflikte. Manche der Kommiliton*innen mag man gar dann gar nicht mehr sehen; andere hingegen werden wichtig, manchmal für das ganze Leben. Das sind dann genau die Prozesse, aus denen sich was für die nächsten Jahrzehnte entwickelt. Viele der Leute, die ich da kennengelernt habe, von denen weiß ich, dass sie heute noch wissenschaftlich produktiv

sind und interessante Sachen machen. Das ist der positive Aspekt.

Ja, das sind die positiven Seiten, da haben Sie recht.

AD: Natürlich wäre es schöner, diese Zusammenhänge würden verstetigt. Dazu bräuchten wir viele Doktoratsstellen mit festen Anstellungsverhältnissen, nicht diese Art von prekärer Promotionsförderung, wie wir sie heute haben. Leute, die promovieren, sollten dann auch Lehrerfahrung machen können, sozialversichert sein usw. Nüchtern betrachtet ist es aber so: wir haben eine Verfünff-, Versechsfachung der Studierendenzahlen, aber wir haben quasi dieselbe Zahl von Hochschullehrer*innen wie in den 70er Jahren. Das heißt die Lücke zwischen denen, die nachfragen, und denen, die lehren, ist im Prinzip immer größer geworden in den letzten 40 Jahren. Das

war immer mit der Idee verbunden, man müsse sparen, die Zahl der Studierenden nähme ab mit den geburtenschwachen Jahrgängen usw. Das hat sich nie erfüllt. Es ist also nicht nur eine schlecht gelaunte Hochschulleitung, die Hochschulen stehen wirklich mit dem Rücken zur Wand. An den Wissenschaften wird gespart. Viel Geld wurde aus den Unis rausgenommen und in der Deutschen Forschungsgemeinschaft gepoolt. Dann müssen die Wissenschaftler*innen wieder Geld beantragen, das kostet endlos viel Arbeitszeit und das zerstört die Wissenschaften in Deutschland systematisch. Die Leute haben aufgrund der vielen Verwaltungsaufgaben, wie Drittmittel einwerben und verwalten, Mitarbeiter*innen verwalten, immer weniger Zeit um selbst wissenschaftlich zu arbeiten. Heute erleben wir, wie in Deutschland die Wissen-

schaft ganz langsam zerstört wird. Deswegen ist dem neoliberalen Gerede von Standort und Wettbewerbsfähigkeit auch nicht zu trauen. Es ist ein langsamer Prozess wie bei einem Frosch im Topf, der nicht merkt, dass es immer heißer wird. Irgendwann ist in unserem Fall der point-of-no-return erreicht.

Es braucht also einen breiten Ausbau. Aber selbst, wenn die Bedingungen besser wären, bräuchte es solche Initiativen. Und das gehört auch zum Spaß und der Leidenschaft von Erkenntnis, dass man irgendwann sagt: das packt mich, ich bin neugierig und will es wissen. Da stecke ich meine Lebenszeit rein.

Genau, diese Selbstorganisation ist ja immer auch eine Zeit- und Ressourcenfrage ...

AD: Natürlich ist es eine große Zeitfrage. Und ich

würde sagen, es lohnt sich, um diese Studienzeit zu kämpfen. Ich halte diese ganzen neuen Studiengänge und Prüfungsverfahren mit der Modularisierung für wissenschaftszerstörend, weil das bedeutet, dass man weniger Zeit hat und weniger das studieren kann, was einer/m selbst wichtig ist. Von der finanziellen Lage mal ganz abgesehen. Aber die war für viele Studis schon immer schwierig, mit kurzen Ausnahmen. In den 50er und 60er Jahren mussten die Leute Studiengebühren zahlen. Viele waren Werkstudenten, heute heißt das ‚jobben‘. Aber klar, damals waren es halt auch nur wenige, zwei bis drei Prozent eines Jahrgangs. Das waren häufig Leute, deren Eltern sich das Studium ihrer Kinder auch leisten konnten. Heute ist das natürlich nicht mehr so einfach. 70 Prozent der Studierenden in der Bundesrepublik jobben, das

ist kein gutes Zeichen, finde ich.

War die Unterstützung studentischer Selbstorganisation dann auch ihre Hauptmotivation, im Rahmen der Goethe Teaching Professorship Seminare zu geben?

AD: Natürlich, es ist genau das: Ich will Studierende unterstützen, weil ich es für richtig und sinnvoll halte, mit Jüngeren zu tun zu haben. Aber es macht auch inhaltlich Spaß und die Motivlage ist gar nicht so viel anders als mit 25 oder 50. Mich interessieren ja die gesellschaftlichen Prozesse. Ich finde es toll, wenn ich mit Leuten darüber diskutieren kann. Seminare sind ja auch die Form, wie man Texte liest, über Dinge nachdenkt und sich fragt: Sind die früheren Einsichten noch brauchbar? Ist das noch richtig? Es ist ein lebendiger Erkenntnisprozess, das ist ja das Schönste an der ganzen

Tätigkeit. Man kann sich Dinge immer neu erschließen, man geht um die Ecke und entdeckt wirklich interessante neue Aspekte, von denen man vorher gar nicht geahnt hat, dass es sie gibt. Marx ist auch nicht als Marxist auf die Welt gekommen, Adorno nicht als kritischer Theoretiker, und ich natürlich auch nicht. Also wie kommt man dazu, sich kritisch in dieser Gesellschaft zu bewegen, zu orientieren und zu sagen: so wie wir jetzt leben, können wir das nicht weiter fortsetzen. Wie gestalten wir unser Zusammenleben so, dass wir nicht nur überleben, sondern Freiheit erleben? Genau darum geht es. So können wir das nicht fortsetzen.

Die Frage ist nur, was die Alternativen sind, wie ich finde.

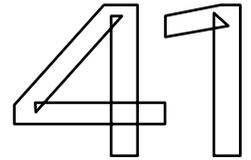
AD: Das ist die wichtigste Frage: Wie machen wir das? Wie können wir auf eine andere Weise zusam-

menleben, sodass es für alle erträglicher wird? Ich bin da nicht so bescheiden, aber wenn man nicht naiv sein möchte, kann man sagen: es wird vielleicht nicht die beste aller Welten, aber sie könnte viel, viel besser als die Jetzige sein. So verstehe ich Kritische Theorie: das, was wir seit Hobbes und Locke an Problemen erkennen, lösen wir. Ausbeutung, Naturbeherrschung, Krieg, Sexismus, Rassismus, Kolonialismus, alles das, was in den letzten 400 Jahren uns quält und die Welt zerstört. Chakrabarty sagt ganz schön: dass wir das Beste im Verhältnis zur Natur noch vor uns haben.

Für mich klingt das in der Tat nach einer schönen Aussicht. Zum Schluss würde mich jetzt noch interessieren, was ihrer Meinung passieren müsste, damit die Kritische Theorie im regulären Uni-Betrieb wieder

mehr Raum bekommt. Reicht es aus, einfach nur Überzeugungsarbeit bei Kommiliton*innen, Dozierenden oder der Fachbereichsleitung zu leisten, oder muss sich etwas Grundlegenderes verändern?

AD: Das ist schwierig. Wissenschaftliche Prozesse bestimmen sich nicht selbst. Es braucht Macht und die Frage ist: wo kriegt man die her? Ein bisschen hilft auch heute, dass Kritische Theorie in den USA ein relevantes Thema ist. Letztlich hängt es aber auch an der gesellschaftlichen Notwendigkeit, und das heißt konkret: welches Wissen braucht eine Gesellschaft und wie dringend braucht sie es? Man kann dieses Wissen verleugnen oder verdrängen, aber es kommt wie ein Widergänger immer wieder zurück: die Fragen nach der Zerstörung der Natur, nach Klassenverhältnissen,



nach der Zerstörung der Individuen durch pathologische Familienmuster, durch Konsumismus. Dieser Bedarf ist rational und hält die Kritische Theorie ja auch am Leben. Adorno und Horkheimer haben darin aber auch immer einen Widerspruch gesehen, denn letztlich arbeitet die Kritische Theorie an der eigenen Überwindung. Andere Verhältnisse herzustellen, heißt am Ende auch, die Theorie überflüssig zu machen.

Das klingt sehr schön, was Sie sagen. Und doch bleibt es ein ständiger Kampf.

AD: Ja. Die Theorie wird verleugnet, weil diejenigen, die Macht haben, nicht wollen, dass dieses Wissen, was uns hilft, alle diese Probleme zu bewältigen, in unserer Gesellschaft handlungsrelevant

wird. Wenn man jetzt sagt, die Kritische Theorie müsste verankert werden, dann heißt das, es braucht entsprechende gesellschaftliche Dynamiken und Akteure, die sagen, dass wir Kritische Theorie brauchen, dass wir das Wissen brauchen. Klar, kann man das auch in der Uni und in der Wissenschaft sagen, aber es braucht dafür auch die Impulse der Gesellschaft. Und es ist ja interessant, dass diese Anregungen immer wieder von jüngeren Studierenden kommen, also denjenigen, die sich noch nicht auf eingefahrenen Gleisen bewegen. Das war ja auch meine Erfahrung. Auch ich bin nach Frankfurt gekommen wegen Kritischer Theorie. Es war viel besser als heute. Einverstanden. Aber als ich in die Seminare bei den Philosophen gegangen bin, habe ich vor allem Zyniker*innen getroffen, die gesagt haben, Adorno habe keine Ah-

nung, was Positivismus sei, seine Hegel-Interpretation sei Blödsinn, von Husserl verstehe er nichts. Also die Relationen waren günstiger, aber die Tendenz war damals auch da. Wir haben eigene Arbeitsgruppen gebildet, um uns diese Dinge alle aneignen zu können, weil wir das Gefühl hatten, wenn wir dem Normalbetrieb folgen, dann kann man das vergessen. Genau das, was ihr heute macht. Und das ist wichtig und richtig.



Alex Demirović gibt im Wintersemester 23/24 drei Seminare. Mehr dazu ab Seite 78.

Was es bedeutet, heute Marx zu lesen

Text von
David Morley

Ein überfülltes Seminar, stickige Luft, Auftaktsitzung. Der Seminarplan für das Semester wird herumgereicht; stumm an die Sitznachbarin weitergegeben. Auf dem Blatt steht das ambitionierte Programm für die nächsten wöchentlichen Sitzungen: *Karl Marx. Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Manch Übereifriger hat bereits

„Eine halbwegs komplette Kenntnis des Marxismus kostet heute, wie mir ein Kollege versichert hat, zwanzigtausend bis fünfundsiebzigtausend Goldmark und das ist dann ohne die Schikanen. Darunter kriegen Sie nichts Richtiges, höchstens so einen minderwertigen Marxismus ohne Hegel oder einen, wo der Ricardo fehlt usw. Mein Kollege rechnet übrigens nur die Kosten für die Bücher, die Hochschulgebühren und die Arbeitsstunden und nicht was Ihnen entgeht durch Schwierigkeiten in Ihrer Karriere oder gelegentliche Inhaftierung, und er läßt weg, daß die Leistungen in bürgerlichen Berufen bedenklich sinken nach einer gründlichen Marxlektüre; in bestimmten Fächern wie Geschichte oder Philosophie werdens nie wieder wirklich gut sein, wens den Marx durchgegangen sind.“

Bertolt Brecht: Flüchtlingsgespräche, 1940/41)

den blauen Band 23 der berüchtigten Marx-Engels-Werke vor sich liegen. Die Erwartungen sind hoch: Es steht nichts weniger auf dem Spiel als die Kritik des Kapitalismus, der unsrigen Gesellschaftsform.

Warum ein über 150 Jahre altes Buch lesen? Warum drängen so viele Studierende in eine Lehrveran-

staltung an der Universität? Was ist die Motivation etwas zu studieren, von dem Bertolt Brecht nicht nur vorrechnet, welche erheblichen Kosten es hat, sondern was in klassischen Berufen, vom Wissenschaftsbetrieb ganz zu schweigen, erhebliche Probleme mit sich bringen wird?

Brecht äußert in seinen *Flüchtlingsgesprächen* die Vorstellung, dass ein gründliches Studium von Marx und dem Marxismus einen tiefen Einschnitt im eigenen Denken bedeutet. Daran hat sich heute wenig geändert. Manchmal reicht sogar schon die Lektüre eines Textes der Kritischen Theorie aus, die sich der Fortführung der Marx'schen Kritik verschrieben hat, damit Zweifel an akademischer Wissenschaft und bürgerlicher Philosophie aufkommen. Genauso haben es Absolvent*innen heutzutage, die sich über Texte von Marx und der Kritischen Theorie mit der Gesellschaft auseinandergesetzt haben, im Berufsleben nicht leicht: Zum einen ist ihr Wissen und ihre Ausbildung schlecht kapi-

talierbar. Zum anderen bleibt im klassischen sozial- und geisteswissenschaftlichen Gang durch die Betriebe – Wissenschaft, Kultur und Politik – das Unbehagen. Ist dieses Wissen um unsere systematisch unvernünftig eingerichtete Gesellschaft erst mal vorhanden, lässt es sich nicht mehr aus dem Bewusstsein verdrängen. Was es bedeutet *Marx zu lesen*, ist eine Chiffre für die Erfahrung im Studium und bei der Lektüre von Marx und der Kritischen Theorie: das Potential des eigenen Denkens beim Lesen, das Glück über die Erkenntnis, das Verstehen von Zusammenhängen und zugleich die Wut über das Ganze und die Ohnmacht, alleine kaum etwas daran ändern zu können.

Einstieg in die Lektüre

In einem Interview spricht Detlev Clausen, Jahrgang 1948 und als Student in Frankfurt ein Schüler Adornos, über seinen ersten Kontakt mit der Kritischen Theorie. Für Soziologie eingeschrieben hatte sich Clausen nach einem Vortrag Adornos, den er 1964 als Schüler in Bremen begeistert gehört hatte. Bereits 1966 kam er in Frankfurt in Kontakt mit dem berühmten Studenten und SDS-Aktivisten der 68er-Bewegung, Hans-Jürgen Krahl. Der nahm ihn unter seine Fittiche und wies Clausen auf das Studium der Kritischen Theorie ganz pragmatisch hin: Einmal im Monat käme jemand in die Studierendenwohnheime mit den Texten der Kritischen Theorie, die damals nur als Raubdrucke kursierten. Dort solle sich Clausen zwei Bücher besorgen: Zum einen die *Dialektik der Aufklärung* von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, zum anderen *Geschichte und Klassenbewusstsein* von Georg Lukács. Gesagt getan. Über den Einfluss dieser beiden Bücher, die Clausen am Ende seines ersten Semesters 1967 besorgte, und über die Bedeutung für sein weiteres Leben stellte er fest: ‚Die beiden Bücher haben mein Leben verändert. Zumindest mein geistiges Leben.‘

Was nach kitschiger Frankfurter Folklore klingen mag, ist tatsächlich aber etwas, das es heute immer noch gibt. Ob es nun

die *Dialektik der Aufklärung* oder ein anderes Buch, ein brillantes Seminar, eine engagierte Dozentin, ein eingängiges Zitat oder ein Lesekreis mit Kommiliton*innen ist: Es gibt Momente und Erkenntnisse mit der Theorie und Texten, die etwas verändern in unserem Denken, in unserem Charakter, in unseren grundlegenden Überzeugungen. Eine ist, dass wir alle Teil der Gesellschaft sind: Teil von Geschlechterverhältnissen; wir bewegen uns in Familienstrukturen und gehen Lohnarbeit nach, sind umgeben von Autoritäten und regressiven Antworten auf die Probleme der Moderne. Diese Gesellschaft hat kein Außen – keine Möglichkeit, sich außerhalb ihrer zu bewegen. Die persönliche Verstrickung mit diesen falschen Verhältnissen ist etwas, das wir anfangs vielleicht nur diffus spüren. In der Tradition von Hegel, Marx, Freud, Adorno und Horkheimer hat dieses Gefühl aber verschiedene Theoretisierungen und Bezeichnungen erhalten: Entäußerung und Entfremdung, Fetischismus und Verdinglichung, Nervosität und Neurosen – diesen Phänomenen und Begriffen ist gemein, dass sie – wenngleich mit ganz unterschiedlicher Färbung – dieses Unbehagen auf der Ebene unseres Alltages einzufangen versuchen. Noch mehr: Wurde durch das Lesen der Theorien ein Verständnis für diese Phänomene und Bezeichnungen entwickelt, helfen sie dabei, ein zunächst

reines Gefühl oder eine dumpfe Ahnung von der Falschheit mit Begriffen zu erfassen und sich darüber mit anderen zu verständigen.

Verglichen mit der Erzählung von Claussen stellt sich die Situation heute anders dar. Für die blauen Marx-Engels-Werke muss man kein Vermögen mehr ausgeben, sie sind frei und legal online abrufbar. Auch Raubdrucke gibt es nicht mehr. Auf Knopfdruck lassen sich die großen Werke von Marx, Adorno und Horkheimer bestellen. Mit Premiummitgliedschaft sind sie schon am nächsten Tag auf dem Schreibtisch. Alles gut also? Wohl kaum! Soziale Ungleichheiten in der Klassengesellschaft und die ideologische Verfassung des bürgerlichen Wissenschaftsbetriebs verhindern zu häufig einen solchen Einstieg und ein Studium, das über seine Ränder noch immer die Möglichkeit umfassender Gesellschaftskritik zulässt. Letztere hieße unter anderem, das Unbehagen und die Fremdheit mit der Welt und ihren Ungerechtigkeiten nicht als einen persönlichen Schicksalszusammenhang zu verstehen; sondern das historisch Gewordene und seine Strukturen als etwas zu begreifen, das zu kritisieren und auch zu überwinden ist.

Spracherwerb

Texte von Marx oder der Kritischen Theorie zu lesen, bedeutet, eine neue Sprache zu erlernen. Deshalb sei allen interessierten Leser*innen der Rat ans Herz gelegt, Texte von Marx und der Kritischen Theorie im Original zu lesen. Das liegt schlicht-

50

weg daran, dass ihre Schriften zum einen nicht in portierten Lehrbuchkapiteln zusammengefasst oder von ChatGPT nachgeahmt werden können. Marx richtete sich im Vorwort zu ersten Auflage des *Kapital* direkt an seine Leser*innen: „Ich unterstelle natürlich Leser, die etwas Neues lernen, also auch selbst denken wollen.“ Zum anderen, weil uns die Kritische Theorie eine Sprache, eine Form, einen Ausdruck gibt, in der wir unser Unbehagen (vielleicht erstmalig) artikulieren können und sie uns Begriffe für die komplexe Wirklichkeit an die Hand gibt.

Es war Marx, der mit der *Kritik der politischen Ökonomie* eben keineswegs eine Analyse, ein Forschungsprogramm oder gar eine Theorie des Kapitalismus vorgelegt hatte. Stattdessen entwickelte er Kategorien weiter oder prägte sie, wie etwa Wert und Ware, Mehrwert und Ausbeutung, die für Marx „zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben“ ermöglichen sollen. Die Marx'schen Kategorien und die Fortführung in der Kritischen Theorie dienen also gleichzeitig dem Verstehen und der Kritik der bestehenden Verhältnisse. Sie bezeugen das Unbehagen mit dem Zustand der Welt, ohne sich mit diesem zufrieden zu geben.

Ganz konkret kann das heutzutage bedeuten, bei Denkformen und Alltagsbegriffen anzusetzen und sie

zu kritisieren: Das können die Alltagsreligionen sein, wie sie uns im Gewand von Selbstoptimierung oder Esoterik entgentreten; diese sind Ausdruck von Verinselung und dem verlorenen Glauben an eine politische und solidarische Lösung der Krisen unserer Gegenwart. Das können auch die ideologischen Phrasen von politischer Alternativlosigkeit und wirtschaftlichem Sparzwang sein, wenn wir eine Tageszeitung aufschlagen. Es kann auch bedeuten, das Gerede von Zusammenhalt, Integration und Diversität, die sich in der Sprache der Gegenwart eingenistet hat, der Kritik zu unterziehen und zu fragen: Wer soll sich wo integrieren? Was bedeutet eigentlich Anpassung an die deutsche Mehrheitsgesellschaft, eine Gesellschaft, in der nazistischer Terror und faschistisches Gedankengut seit Jahren zunehmen? Kritik hieße dann, den Alltagsreligionen, den Phrasen und dem Gerede im Wissen um ihre Falschheit eine Einsicht in die Gesellschaft abzutrotzen – ohne in Apathie oder Ohnmacht zu verfallen. Es hieße stattdessen, Wiederkehrendes und Strukturen zu erkennen – oder in der Sprache der Kritischen Theorie: alle Momente eines vermittelten Zusammenhangs als ein Ganzes zu verstehen.

51

Theorie und Praxis

Dass es nicht ausreicht, *Marx zu lesen*, hat dieser 1843/44 – noch vor seinen großen theoretischen Arbeiten – selbst ausgesprochen: Die Kritik endet im „kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. Das heißt, dass die Marx'schen Erkenntnisse und die seiner Nachfolgenden nicht für Dissertationen und Bücherschränke gemacht sind, sondern in der Forderung münden, dass es so, wie es ist, nicht bleiben kann. Freilich, keine leichte Aufgabe: Denn die Sprache und die Form in der Theorie, in der wir unser Unbehagen ausdrücken können, beendet eben nicht das Unbehagen, sondern löst nur die Mystifikation auf. Die Praxis wird nicht durch die Theorie ersetzt – noch einmal in Marx' Worten: „Die Kritik ist keine Leidenschaft des Kopfes, sie ist der Kopf der Leidenschaft.“

Marx zu lesen, heißt also auch – mit Nebenjob, um die hohe Miete zu bezahlen, und mit genug Zeit, um neben der obligatorischen Pflichtlektüre auch noch andere Texte in die Hand zu nehmen – dem Marx'schen kategorischen Imperativ, gerecht zu werden. Das kann klassischer Aktivismus sein: Gewerkschaftsarbeit, (Hochschul-)Politik oder kritische Bildungsarbeit; oder aber die unsichtbare Arbeit in der zweiten Reihe – vom Lektorat und der nächsten Redaktionssitzung bis hin zur Suche nach neuen Verbündeten im Handgemenge und der Solidarität im Kleinen.

„Ich unterstelle natürlich Leser, die etwas Neues lernen, also auch selbst denken wollen.“

Obwohl es müßig ist, das immer wieder zu betonen: Marx und Kritische Theorie sind nicht nur eine Perspektive neben vielen anderen. Ihre Bedeutung erschöpft sich nicht in einem historisierenden Lehrbuchkapitel. Marx mag als erster den Kapitalismus und dessen brutale Prozesse der Vergesellschaftung aufgeschlüsselt haben; dabei sind die Nachfolger*innen dessen Kritischer Theorie aber nicht stehen geblieben. Die jüdischen Emigrant*innen stellten sich die Frage, was es mit der einst (oder überhaupt jemals?) revolutionären Klasse und ihrer Verstrickung im und Beteiligung am Faschismus auf sich habe. Unmöglich, so etwas mit ökonomischen Kategorien zu verstehen, griffen sie auf die Psychoanalyse als Subjekttheorie zurück. In den Studien zu Persönlichkeit, Familie und Propaganda wurde der sog. autoritäre Charakter isoliert, ohne den Glauben an die Bedingung der Möglichkeit von so etwas wie Befreiung zu verlieren. Das heißt, dass die eigene Tradition – ob sie als materialistisch, dialektisch oder als einfach nur kritisch bezeichnet wird – stets revidiert wurde und im emphatischen Sinne aktualisiert werden musste. Damit ist freilich etwas anderes gemeint, als die heutigen Anschlüsse und Aktualisierungen dieser Tage berichten. Letztere stellen im diffusen Verweis auf diese mittlerweile mythischen Autoritäten ihr eigenes Programm auf,

das sich nicht mehr vor der Wirklichkeit, sondern nur mehr vor der nächsten Drittmittelförderung behaupten muss.

Die Kritische Theorie entzieht sich somit dem vorwiegend instrumentellen Verständnis von Theorie im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb und lässt sich nicht ohne weiteres in diesen integrieren. Stattdessen ist sie eng an die historischen Erfahrungen geknüpft, aus denen heraus sie entstanden ist: keine Kritische Theorie ohne die Erfahrung der Emigration, ohne Amerika und keine Kritische Theorie ohne Auschwitz. Vergessen kann das nur, wer es nicht verstanden hat oder begreifen will.

(Kein) Schlussstrich

Marx zu lesen, heißt aber auch, dass die Bedingungen dafür natürlich erst geschaffen werden müssen, einen Zugang und ein Verständnis dafür zu etablieren. Gab es an einigen Universitäten in der deutschen Nachkriegszeit herausragende Lehrpersönlichkeiten und engagierte Dozierende, mit denen zunächst einmal vier Semester lang die Grundlagentexte aus Philosophie, Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft gelesen wurden, ist das heute anders. Auch wenn hie und da vereinzelt Lehrende existieren, die sol-

che Lehrveranstaltungen aus eigener Bereitschaft anbieten, einzelne Seminarpläne herumfliegen, in deren Lektürehinweisen einmal ein Name der mythischen Frankfurter auftaucht: So liegt es heute vornehmlich an Studierenden, sich für die skizzierte kritische Tradition und deren Vermittlung an der Universität einzusetzen. Diese Broschüre und Dokumentation legt davon Zeugnis ab. Die Legitimation studentischen Engagements rührt – neben der Dringlichkeit der Sache selbst – von der Resonanz der vielen interessierten Studierenden her, die zahlreich zu diesen Lehrveranstaltungen erscheinen und auf der Suche nach Antworten jenseits des hiesigen Wissensapparats sind. Doch an die Studierenden, die in den Genuss kommen, diese Angebote wahrnehmen zu können, geht stillschweigend die Verantwortung über, das Wissen weiterzutragen, sich als Teil der Gesellschaft zu begreifen und in diese hineinzuwirken.

Die Beantragung von QSL-Mitteln, seitenlangen E-Mails und Diskussionen mit Universitäts- und Fachbereichsleitungen, die Suche nach Dozierenden und die Gespräche mit ebenjenen – die übrigens auch oft einmal an rein formalen und finanziellen Gründen scheitern –, die Einrichtung von OLAT-Kursen: Das alles ist Arbeit, anstrengende und nervige – naiv aber wäre zu fragen, warum diese Vorlesungen, Se-

minare und Lektürekurse nicht einfach da sind oder wie sie je verschwinden konnten. Eben deshalb, weil die institutionelle und akademische Verankerung von Marx und der Kritischen Theorie eine historische Ausnahme im bürgerlichen Geschäft der Wissenschaft bleibt.

Seit dem Rückzug Horkheimers und dem Tod Adornos werden die Klagen über die Verwässerung authentischer Kritischer Theorie hin zum Frankfurter Schulbetrieb zu Recht lauter. Ihr akademischer Bestand zehrt von den Resten eben dieser einmaligen Konstellation einer Kritischen Theorie der Gesellschaft – der Politik und Ökonomie, der Kultur und Wissenschaft, des Antisemitismus und Rassismus. Einer Theorie, die sich selbst als eine geschichtlich situierte und in der befreiten Gesellschaft als überwundene versteht, mithin die eigene Stellung als eine solche Theorie selbst reflektiert. Der erste Satz in der *Negativen Dialektik* Adornos drückt das aus: „Philosophie, die einmal überholt schien, erhält sich am Leben, weil der Augenblick ihrer Verwirklichung versäumt ward.“

Die institutionellen Ausläufer und Restbestände, von denen wir heute zehren, sollen nicht alternativlos bleiben: Die weiteren Texte in dieser Broschüre zeigen, dass es für interessierte und engagierte Studierende möglich ist, diese Infrastruktur jenseits privater Lesekreise aufzubauen, in denen all diese Fragen artikuliert werden können. Kurzum: Marx aus dem verstaubten Bücherregal zu holen und die blauen Bände wieder vom Kopf auf die Füße zu stellen. Oder so ähnlich. Es gibt nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen: eine Sprache für das eigene Unbehagen, ein Verständnis der Welt und ihrer Bestandteile und nicht zuletzt die Hinweise darauf, wie es einmal anders sein könnte.

Ich danke Jule Tabel für das gründliche Lektorat. Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich Lisa Marie Münster und David Schutzbach für die Diskussionen auf Augenhöhe und die hilfreichen Kommentare.

„Die neoliberale Entwicklung der Universitäten zerstört Wissenschaft“

ein Interview mit Birgit Sauer
von Nele Eisbrenner

Liebe Frau Birgit Sauer (BS), vielen Dank, dass Sie sich für das Interview Zeit genommen haben. Ich steige direkt mal damit ein, zu was sie forschen: die Rolle von Affekten für soziale Bewegungen. Den Begriff Affekte verstehen Sie synonym mit Gefühlen und Emotionen. Wieso ist die Auseinandersetzung damit so wichtig?

BS: Es hat einige Zeit gedauert, bis die Forschung erkannt hat, dass es ein Bewusstsein braucht, wie soziale Bewegungen über Affekte mobilisieren und wie wichtig das ist. Es geht nicht nur um die Mobilisierung von Affekten in Bezug auf das politische System, die sogenannten Gegner*innen oder darum Mitglieder und Anhänger*innen zu gewinnen. Sondern auch um interne Mobilisierung, dass beispielsweise Konflikte innerhalb der Bewegung – mit Arlie Hochschilds Begriff der emotionalen Arbeit gefasst – austariert, ausgehandelt, diskutiert, nachgefühlt werden. Aus meiner wissenschaftlichen Beschäftigung wie auch aus meinen eigenen Erfahrungen, ist es wichtig, diesen Aspekt in Bewegungen zu reflektieren.

Für mich sind Gedanken und Gefühle zwei unterschiedliche, aber gleichwertige Formen von Wahrnehmung der Welt, von Interaktion und Kommunikation. So wie unsere Gedanken manchmal durch die Gegend schwirren und sich nicht zusammenfügen zu irgendwas Kohärentem und Nachvollziehbarem, so geht es auch mit den Gefühlen. Wir haben viel mehr gelernt, auch im Austausch mit anderen, unsere Gedanken zu sortieren und zu diskutieren. Aber wir haben nicht gelernt, den Gefühlen nachzuspüren, über sie zu reden und über sie zu kommunizieren.

Wie lässt sich der Zugang zu Gefühlen, vor allem in sozialen Bewegungen erlernen?

BS: Dafür braucht es Erfahrungen. Beispielsweise gab es in der frühen Frauenbewegung Selbsterfahrungsgruppen. Das war der Versuch, die Erfahrung

von Diskriminierung, Ausgrenzung und Unterdrückung als Mädchen oder Frau auszudrücken. Es war oft sehr kopfbezogen und verbal, aber es ging um Emotionen und Gefühle. Ich fände interessant, auch heute mehr darüber nachzudenken, wie die Reflektion von Gefühlen politisch genutzt werden kann, beispielsweise in Foren oder auf Nachbarschaftstreffen, also dort wo Menschen demokratisches Handeln üben können. Im Kontext von Umweltpolitiken wird mit Mediationsverfahren gearbeitet. Hierbei geht es oft, um Wut oder Angst und darum ein Bewusstsein dafür zu entwickeln. Wichtig ist, den Gefühlen theoretisch wie auch politisch einen Platz zu geben.

In Ihrer Forschung geht es auch um das Spannungsverhältnis zwischen Bewegungen und Gegenbewegungen. Interessant ist, dass

„beide Seiten“ auf unterschiedliche Weise Zugriff auf Affekte nehmen. Warum sind rechte Akteur*innen in ihrer Mobilisierung über Gefühle so effektiv?

BS: Ich denke, die Rechten haben erkannt, dass die Parteien und Organisationen überhaupt nicht in der Lage sind auf Emotionen, vor allem Angst, einzugehen. In den letzten 30 Jahren wurde mobilisiert, was ich einen ‚neoliberalen Exzess von Emotion und Affekt‘ nenne. Der neoliberale Umbau der Gesellschaft ging mit Verunsicherung einher. Das ist eine Strategie. In vielen Menschen weckte das die Sorge den Job zu verlieren oder nicht aufzusteigen, was Angst und Scham erzeugt. Die, die können, sollen privat vorsorgen. Das ist neben der Verunsicherung gleichzeitig eine Form von Disziplinierung, die auch Wut generiert. Dass Hartz IV eine Scheißposition ist und Menschen

Angst haben, aus ihrer Wohnung rauszufliegen, beschäftigt weder SDP noch die Grünen, die FDP schon gar nicht. Die Linke versucht das immerhin.

Diese „affektive Leerstelle“ haben die Rechten also ausgenutzt. Wie unterscheidet sich ihr Zugriff auf Affekt und Emotion von anderen sozialen Bewegungen?

BS: Die Rechten, die AfD, haben es strategisch gemerkt, dass die anderen Parteien sich nicht mit der Emotionalität der Menschen im Alltag beschäftigen. Affektivität hat etwas sehr Körperliches. Sie ist in allen alltäglichen Praxen präsent, auch wenn man sie nicht immer spürt. Angst und Scham sind so verkörpert und können leicht getriggert und mobilisiert werden. Damit spielen die Rechten. Einige quantitative Studien zeigen in Umfragen, dass es den rechten Parteien gelingt jene Angst und

Scham in Wut, gegen bestimmte Gruppen zu transformieren. Sie nutzen dafür eine antagonistische Mobilisierung, die immer über Ausgrenzung funktioniert: „wir gegen die da oben“, „wir gegen die Lügenpresse“, aber vor allem „wir gegen die Migranten“, „wir gegen Gender“. Das ist eine sehr moralische Form von Kommunikation, die hoch affektiv ist. Sie bieten scheinbar einfache Lösungen: wenn keine Migrant*innen herkommen, dann ist die Angst weg. Mit Geschlecht funktioniert das ähnlich. Die Debatte ist hoch emotional. Die Neue Rechte verspricht im Anti-Gender-Kampf: wenn es diesen „Gender-Blödsinn“ nicht mehr gibt, dann könnt ihr wieder in eurer Kleinfamilie leben, dann werdet ihr wieder von eurer Frau geliebt und sie kommt nicht auf die Idee sich scheiden zu lassen. Das bietet sowas wie eine Erleichterung. Das Pro-

blem ist die damit verknüpfte Ausgrenzung, oder vielmehr die Vernichtung: Es geht um eine aggressiv-affektive Vernichtung der als „Andere“ Konstruierten.

Inwiefern ist es wichtig für eine linke bzw. queere feministische Bewegung über Affekte zu mobilisieren?

BS: Es gibt in den USA eine qualitative Studie zur Act-Up-Bewegung gegen den Umgang mit Aids-Infizierten, welche nachzeichnet, wie es der Bewegung gelungen ist aus dieser Scham- und Angstposition – nämlich infiziert zu sein, von der Regierung völlig vernachlässigt zu sein, null Versorgung zu bekommen, weder in einem akuten Krankheitsfall, noch später dann – daraus Stolz zu formen, neben natürlich auch Wut gegen die Regierung. Der Bewegung ist es gelungen solche Emotionen zu transformieren. Aber das

gelingt der Rechten eben auch.

Wir hatten es vorhin von der Frage, wer auf welche Weise zu Lösungsansätzen beiträgt. Auch in der Uni kommt es vor, dass Beiträge in Seminaren als „nicht objektiv“ oder „zu emotional“ bewertet werden. Was muss sich im Kollegium und in der Lehre verändern im Umgang mit Affekten?

BS: Jede lehrende Person an der Uni, egal welches Geschlecht, müsste viel mehr Didaktik und Sensibilität lehren und lernen, zum Beispiel durch Fortbildungen und Schulungen. Es braucht viel mehr Sensibilisierung und Bewusstsein für unterschiedliche Positionen an der Uni. Denn diese führen selbst zu verschiedenen Irritationen, zu Ängsten und Scham, dem Gefühl, nicht zu passen oder was Falsches zu sagen.

... und Studierende?

BS: Für Studierende müsste das heißen, was unter den Bologna-Bedingungen viel schwerer geworden ist, sich zusammenzutun und sich zu organisieren. Ich fand das als Studierende erleichternd und es hat mir viel Stress genommen, weil es auch damals viele *weiße*, schwätzende Männer gegeben hat. (lacht) Meine Erfahrung ist, dass Kommentare wie: „das ist aber nicht neutral oder objektiv“ oder „jetzt sind deine Gefühle mit dir durchgegangen“, Konter brauchen, um zu verdeutlichen, was das für eine diskriminierende und abschätzige Intervention ist. In Wien gehen einige Studierende beispielsweise zusammen in Seminare, um sich zu unterstützen. Ein solches Unterstützungsnetzwerk ist bereits relational und affektiv. Ich bin überzeugt davon, dass durch solche kleinen Veränderungen etwas be-

wegt werden kann. Eine plötzliche Revolution ist hingegen eine Illusion.

Sie selbst haben Lehramt Politikwissenschaft und Germanistik in Tübingen und Berlin studiert. Wieso haben Sie sich für diese Fächer und dieses Studium entschieden?

BS: Über diese Frage muss ich immer lachen. Bereits während der Schulzeit war ich politisch aktiv, damals in den 1970er Jahren ging es viel um die Anti-Abtreibungskampagne zu §218. Bald war klar: Politikwissenschaft interessiert mich. Da ich immer gerne las, entschied ich kurzfristig auch Germanistik zu studieren, beides in Tübingen auf Lehramt. Mit meinem Germanistik Studium war ich aber eher unglücklich, denn es ging nicht nur um Literatur, wie ich mir das vorgestellt hatte. Die Studienwahl war also ungeplant und dem geschuldet,

dass ich keine gute Beratung hatte. Dann entschied ich, nach Berlin an die Freie Universität (FU) zu wechseln. Dort gab es in der Germanistik auch linke Professor*innen, welche die Entstehung von Literatur mit der Veränderung gesellschaftlichen Verhältnissen zusammendachten.

Wie kann ich mir das Studieren damals vorstellen?

BS: Damals war Studieren noch anders. Ich brauchte für beide Fächer nur sehr wenige Scheine, welche ich in den ersten Semestern absolvierte und die restlichen Semester bis zum Examen war ich politisch aktiv. Das Studium war völlig anders organisiert als heute, viel entspannter: Es gab mehr Gruppenarbeit und ich musste mir kein Bein ausreißen.

Wie ging es dann weiter? Und so schlugen Sie die akademische Laufbahn ein?

BS: Nach dem Examen musste ich für die Lehrer*innenausbildung ein Referendariat machen, was in Berlin eher ein Horror war. Nach einem Jahr stellte ich fest: Lehrerin werden, das ist nichts für mich. Ich war total unglücklich und dachte, ich würde das nicht schaffen – einerseits das Disziplinieren und die Notenvergabe, andererseits fand ich keinen Kontakt mit Schüler*innen, der mich zufrieden gestellt hätte. Schließlich brach ich das Referendariat ab und fragte mich: wie geht es jetzt weiter? Von irgendetwas muss ich ja leben. Daher fing ich mit studentischen Hilfsjobs an der Uni an. Der Professor, bei dem ich mein Examen schrieb, bot mir eine Prä-Doc-Stelle im Bereich DDR-Forschung an, was mir zunächst völlig fremd

war. Ich stellte aber fest, dass mich das wissenschaftliche Arbeiten reizt und interessiert, auch wenn ich mich dafür nicht gut ausgebildet gefühlt habe. Ich bin beim Promovieren ziemlich geschwommen und wusste nicht richtig wie und was.

Ich stelle es mir sehr schwierig vor als Frau in einem sehr männlich do- minierten Umfeld wie der Universität Fuß zu fas- sen. Wie haben Sie das damals geschafft?

BS: Das war in einer Zeit, wo unter dem damaligen FDP-Minister Gelder investiert wurden explizit für Stellen für Frauen an den Unis. Das hat die FU dann umgelegt in Prä-Doc-Stellen. Plötzlich hatte ich viele gleichaltrige Kolleginnen. Im Prinzip ging es uns allen sehr ähnlich. Deshalb haben wir uns zusammengesetzt, uns als Dozentinnen-gruppe organisiert und in Lesekreisen vor allem feministische-politikwissen-

schaftliche Literatur gelesen und angeeignet. Auch mit dem Ziel, etwas gegen diese männlich-maskulinistische Herrschaft in der Gesellschaft und an der Uni zu tun.

Wie war die politische Si- tuation damals an der Universität in Berlin?

BS: Es gab eine klare Spaltung des Fachbereichs zwischen eher linken Dozenten einerseits, eher liberalen und konservativen andererseits. Was beide ausgezeichnet hat war jedoch ihre Männerbündelei. Kaum einer hatte damals eine wissenschaftliche Mitarbeiterin. Als ich in die Seminare meiner Ikonen gegangen bin, war ich erstaunt, wie sie junge Männer um sich geschart haben. Da hatte man als Frau überhaupt keine Chance dazuzugehören. Mitte der 1980er Jahre haben einige Dozenten ein Buch publiziert zum Thema: was ist eigentlich linke Politikwissenschaft? Und

da war keine einzige Frau dabei, geschweige denn feministischer Beiträge.

Wie war Ihre Reaktion auf diesen Konflikt?

BS: Das war Anlass, uns als junge Nachwuchswissenschaftlerinnen zu organisieren. Schon als Studentin setzte ich mich für die Schaffung einer Frauenprofessur ein. Dafür gab es natürlich nie Geld. Es gab aber einige linke Professoren, die diese Idee vorantrieben: Sie verzichteten auf einen Teil ihres Gehalts und schufen damit eine neue zweidrittel Professur, welche mit unterschiedlichen Frauen besetzt wurde – unter anderem Claudia von Werlhof, Carol Hagemann-White und Eva Kreisky. Weiterer Ausgangspunkt war ein Kongress der Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) Ende der 80er-Jahre. Wir wussten, es wird nicht nur an der FU, sondern auch an anderen Universitäten

zu Geschlecht geforscht. Im Rahmen eines Panels entstand die Idee, einen Arbeitskreis (AK) zu Geschlechterforschung zu gründen, um sichtbar zu werden. Beim Panel waren Personen dabei, wie Gudrun Axeli-Knapp, Barbara Holland-Cunz und weitere. Schließlich akzeptierte die DVPW unseren Antrag zur Gründung eines AK.

Das war dennoch ein Erfolgserlebnis, oder?

BS: Für mich war persönlich, wie auch biografisch, toll zu sehen: wenn wir uns zusammentun, können wir etwas bewegen. Ich fühlte mich anfangs in der Gruppe an Promovierenden immer ein bisschen wie ein Alien. Aber die Arbeit an der Uni war spannend. Das bewog mich, als ich fertig mit der Dissertation und erstmal keine Stelle offen war, trotzdem in der Wissenschaft zu bleiben. Irgendwie würde es schon weitergehen. Als wir vom AK Geschlechterfor-

schung eine Publikationsreihe im Campus Verlag gründeten, fing ich an, erste feministische Texte zu schreiben.

Wie spannend. Wie ging es dann nach Ihrer Dissertation weiter?

BS: Danach ging ich ein Jahr nach Südkorea. Ich war vorher noch nie längere Zeit im Ausland und fand das eine tolle Auszeit. Die Arbeit an der Uni in Seoul war vergleichsweise langweilig. Professorinnen gab es gar nicht, denn auch Südkorea ist ein sehr patriarchales Land. Für mich war es trotzdem bereichernd. Von dort aus habe ich einen Antrag an die FU gestellt, zur Förderung eines Habilitationsprojekts zu Staatstheorie.

Ach so. Ich dachte, Sie hätten Ihre Habilitation in Wien abgeschlossen?

BS: Bevor ich nach Südkorea ging, hatte ich Eva Kreisky kennengelernt, die damals die Frauenprofes-

sur an der FU Berlin innehatte. Mit ihr fing ich bereits während der Zeit in Berlin an zu arbeiten. Nachdem sie zurück nach Wien ging, bot sie mir eine Post-Doc-Stelle an, auf die ich mich bewarb. So landete ich in Wien und schrieb meine Habilitation über feministisch-materialistische Staatstheorie. 2003 trat ich dort schließlich eine unbefristete Professur an.

Wir haben bereits über die Schwierigkeiten aufgrund der patriarchalen Strukturen an der Uni gesprochen. Gab es noch weitere Hindernisse?

BS: Das größte Hindernis zu Beginn des Studiums war, dass ich aus einer Familie kam, wo ich die erste war, die studiert hat. Das war eine große Fremdheitserfahrung und ich fand das sehr irritierend. Wenn ich mitbekomme, dass das heute an den Unis immer noch so schwierig ist wie damals

in den 1970er Jahren, ist das enttäuschend. Für mich war der Schritt eine Promotion anzufangen auch eine große Verunsicherung, weil kein Halt da war und ich mich fragte: wie geht das eigentlich?

Was hat Sie motiviert dranzubleiben?

BS: Ich fand es super, dass ich in den letzten Wellen der Frauenbewegung an die Uni kam. An der Uni lernte ich, wie sich die Geschlechterfrage mit der Klassenfrage verknüpft, oder umgekehrt: wie sich die Klassenfrage mit der Geschlechterfrage thematisieren und diskutieren lässt. Das fand ich toll. Damals haben wir uns als Frauen definiert – ich weiß, dass das heute anders ist – und damit auch abgegrenzt von den Männern.

Ja, ich würde von FLINTA* sprechen ...

BS: Der entscheidende Punkt ist aber, dass das Zusammenhalten und Netzwerk an Unterstützung waren für mich, und wahrscheinlich auch für die anderen, die einzige Möglichkeit in diesem männlichen Umfeld zu existieren.

Der Kampf gegen Kapitalismus und Patriarchat erscheint oft sehr groß. Gleichzeitig existieren in den Bewegungen selbst viele Unstimmigkeiten und Spannungsverhältnisse. Diese auszutarieren erfordert viel Kraft und Balance. Wie war das damals?

BS: Für uns zentral war das, was heute manche etwas abschätzig Identitätspolitik nennen. Wir haben uns als junge Nachwuchswissenschaftlerinnen definiert in einem männlich-patriarchalen und eher feindlichen Um-

feld. Diese Gemeinsamkeit hat viele Unterschiede nicht zu Konflikten führen lassen und hat uns sehr stark zusammengehalten. Auch wenn wir uns über viele Sachen streiten, beispielsweise damals über den Kosovo-Krieg oder heute über den Krieg in der Ukraine. Das, was damals entstand, war eine Gemeinsamkeit, die uns dauerhaft und eng miteinander verknüpft hat. Mit einigen Kolleginnen arbeite ich noch heute zusammen und bin mit ihnen befreundet. Aber klar, es gab auch einige aus der Gruppe, die sich wissenschaftlich in andere Richtungen entwickelt haben.

Können Sie den letzten Punkt erläutern?

BS: Die größte Streitlinie war nicht eine marxistisch-materialistische Orientierung, sondern der Versuch diese mit dekonstruktivistischen Ansätzen zu verknüpfen, beispielsweise mit Ansätzen

von Judith Butler und Michel Foucault. Manche aus der früheren Geschlechterforschung fanden das ‚zerstörerisch‘ und es gab heftige inhaltliche Auseinandersetzungen. Das ist eine Konfliktlinie, die ich manchmal bis heute sehe, die sich aber weniger an Positionen zu Klasse und ‚race‘ aufgetan hat, sondern an theoretisch-analytischen Positionierungen.

Das hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, dass die Uni nach wie vor ein sehr weiß geprägter Raum ist, oder?

BS: Die Frage von ‚race‘ und Postkolonialität wurde erst einige Generationen später in der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung wichtig. Für Frauen haben sich die Universitäten irgendwann geöffnet, aber in der BRD und Österreich sind das nach wie vor wahnsinnig weiße Institutionen. Natürlich haben

wir uns früh mit Angela Davis, Audre Lorde und anderen auseinandergesetzt. Das ist definitiv nicht an uns vorbeigegangen. Die Veränderung hat jedoch lang gedauert. Ich finde es super, dass sich etwas im Bewusstsein verändert und es ist richtig, dass sich Konflikte auftun, auch wenn das manchmal wehtut. Andererseits muss ich mich nicht beschweren als weiße Professorin, die vor 30 Jahren weiße Männer angepöbeln hat, weil sie Frauen ausschließen. Jetzt muss ich aushalten, wenn mich Schwarze junge Wissenschaftler*innen anpöbeln und sagen: Du hast dich nie um die Frage von ‚race‘ in deiner Forschung gekümmert. Das finde ich sehr produktiv. Und das muss wehtun, denn sonst ändert sich nichts.

Sie beschreiben die Uni als konfliktiven wie auch transformativen Raum.

Wie schätzen Sie das ein?

BS: In Hinblick auf die neoliberale Entwicklung der Universitäten sind wir an einigem auch gescheitert. Es gab viele harte Kämpfe um Anerkennung. Viele aus meiner Generation sind nur Professorinnen geworden, weil sich die Unis geöffnet haben - zum Glück. Aber die Öffnung der Universitäten für Frauen war dennoch auch ein neoliberaler Move. Zudem ist das Umfeld an Universität und Wissenschaft wahnsinnig kompetitiv. Die Wettbewerbsorientierung ist an uns nicht vorbeigegangen. Das macht etwas mit Menschen.

Wie haben sich die Hürden in Hinblick auf Geschlecht im Kontext dieser neoliberalen Entwicklung verändert?

BS: Ich würde sagen, es hat sich durch die neoliberale Transformation der Gesellschaft, wie die Anru-

fung der Frauen als Erwerbstätige, einiges geöffnet. Funktionieren konnte das nur durch Gleichstellungsmaßnahmen in der Erwerbsarbeit, die jedoch klar klassenbezogen waren: Für gut ausgebildete Frauen gibt es Gleichstellung, für schlecht ausgebildete gibt es wenig bis keine Gleichstellung. Fördermaßnahmen, wie Frauenquoten in Aufsichtsräten oder Parteien, sind Ergebnis einer neoliberalen Veränderung eines Akkumulationsregimes. Mehr (gut ausgebildete) Frauen in Arbeit, deshalb mehr Frauenförderung, deshalb mehr Anti-Gewalt-Gesetzgebungen.

Das heißt, es besteht ein Zusammenhang zwischen der Öffnung der Erwerbsarbeit für FLINTA* im Zuge der Neoliberalisierung und der Debatte um geschlechterbasierte Gewalt?

BS: Es hört sich zynisch an, aber es war klar, wenn

Frauen zuhause Gewalt erfahren, können sie nicht gleichzeitig erwerbstätig sein. Klar ist, es hat immer Kämpfe der Frauenbewegung gegeben für eine Veränderung der Erwerbsarbeit, gegen die Hausfrauen-Ehe, gegen Gewalt gegen Frauen. Aber funktioniert hat es mit der neoliberalen Veränderung, die kapitalistische und patriarchalen Strukturen beeinflussten. Das betrifft auch die Unis, wo der Anteil an Professorinnen auf jeden Fall höher ist als damals, als ich anfing zu studieren. Da hat sich schon etwas getan. Eine Kollegin hat kürzlich auf einer Podiumsdiskussion der DVPW darauf hingewiesen, dass die Neoliberalisierung der Universitäten auch eine Form der „Objektivierung“ gebracht hat. Die Quantifizierung wissenschaftlicher Tätigkeiten war eine Möglichkeit männliche Seilschaften zu durchbrechen. Trotzdem: es sind immer noch größtenteils

weiße Frauen an den Unis. Es war also immer eine strategische Öffnung und Veränderung, durch die anders positionierte Personen ausgeschlossen wurden.

Das heißt, insgesamt sehen Sie die Neoliberalisierung von Universitäten und Wissenschaft eher negativ?

BS: Ja, insgesamt finde ich diese neoliberale Entwicklung falsch. Es muss andere Lösungen geben, wie Frauen, People of Color, Trans-Personen gefördert werden können, als wissenschaftliche Arbeit zu quantifizieren. Es ist einer Zerstörung von Wissenschaft, wenn Texte nicht mehr gelesen werden und ihre Qualität daran gemessen wird, wie oft sie zitiert werden. Was soll das? Das ist für mich kein Kriterium für gute Wissenschaft. Wissenschaft kann nur in der Debatte entstehen, und das kann man nicht messen, auch

nicht an den für Forschungsprojekte eingeworbenen Geldern. Alle Untersuchungen, die es gibt, zeigen, dass Frauen es in diesem System immer noch schwer haben: Sie haben in der Regel weniger publizierte Artikel und verfügbare Drittmittel als Männer, weil Frauen eher aus Netzwerken und Zitierkartellen rausfallen. Das ist keine Demokratisierung von Universitäten. Irgendwann implodiert dieser Quatsch, weil die Absurdität zum Ausdruck kommt, was da für Wissenschaft gehandelt wird.

Weil ich diesen Aspekt gerade spannend finde: Bedient man das System, wenn man an der Uni bleibt? Oder ist es so, ähnlich wie Sie es skizziert haben, dass man in diese Strukturen rein muss, um sie verändern zu können?

BS: Das ist wirklich die Gretchen-Frage. Ich glaube nicht an den Gang

durch die Institutionen, dass man diese dadurch fundamental verändern oder revolutionieren kann. Dazu gibt es viel zu viele Verharrungskräfte. Es gibt immer wieder Umdeutungen in den Institutionen in eine mehr herrschaftliche oder patriarchale Richtung. Universitäten können sich ‚modernisieren‘, wenn sie einen Master Geschlechterforschung einrichten. Den lassen sie dann allmählich austrocknen und alle, die versuchen, dagegen zu halten, reiben sich wund. Sie gehen daran kaputt. Viele stellen sich nach der Dissertation die Frage: und jetzt? Soll ich weitermachen, lohnt sich das? Nicht nur individuell, sondern ist die Universität und das akademische Feld ein Bereich, wo ich glücklich werden und ein gutes Leben führen, aber auch meinem politischen Anspruch gerecht werden kann? Insofern ist das eine ambiva-

lente und widersprüchliche Angelegenheit.

Da stellt sich die Frage, wieso es überhaupt versuchen und an der Uni bleiben?

BS: Das Gute an der Uni ist, junge Leute auszubilden und ihnen etwas auf den Weg zu geben, wie: Ihr müsst nicht alles schlucken – weder an der Uni noch im Leben. Ihr könnt etwas verändern! Es ist unglaublich wichtig, dass es linke, feministische, queere Forschung gibt, damit sich etwas in der Welt verändert. Deshalb finde ich es wichtig, dass kritische Wissenschaft an der Uni versucht zu überleben. Aber es ist eine Illusion, die Uni von innen heraus zu untergraben oder zu verändern, das wird nicht funktionieren. Da braucht es viel mehr Kräfte, auch von außen.

Ich habe das Gefühl, sobald eine Person versucht den Status quo

anzufechten und gegen verhärtete Strukturen zu kämpfen, wird verlangt, argumentativ, wie auch affektiv, ohne Fehler zu sein. Der Maßstab an diejenigen, die Kritik üben, ist sehr hoch, auch in linken, sich als kritisch verstehenden Kreisen. Wie ist Ihre Erfahrung?

BS: Ja, ich sehe das genauso. Das war auch meine Erfahrung. Der Person, die Kritik anbringt, wird die Bürde aufgelegt, die Lösung mitzubringen. Von einigen Männern hörte man immer wieder die Reaktion: Ja, mach doch!

Wie schätzen Sie diese Reaktionen der sich als ‚kritisch‘ und ‚marxistisch‘ verstehenden Männer ein?

BS: Das ist natürlich eine Abwehrstrategie. Das habe ich in meinem Leben gelernt. Wir als Feminist*innen müssen sagen: Das akzeptieren wir so nicht! Es geht nicht darum, linke Männer zu bashen, das wäre Blödsinn. Andererseits sehe ich schon auch in linken Zusammenhängen, dass ich oft noch das „Token“ bin. Es gibt wenig *weiße* Männer, denen ein intersektionaler Ansatz ein Anliegen ist. Wobei ich Veränderungen und Verbesserungen sehe. Das sogenannte „woke bashing“ führt dazu, dass mehr Kooperation und Zusammenhang gefordert wird. Ich sehe auch, dass Intersektionalität nicht mehr auf den Widerstand stößt, auf den es noch vor ein paar Jahren gestoßen ist. Trotzdem gibt es noch wenig Wissen und viel Ängste.

Es erscheint so als würden sich queer-feministische Bewegungen

schneller bewegen im Vergleich zum männlich-weißen Kanon. Wie kann das sein?

BS: Das hängt klar mit der Dynamik des wissenschaftlichen Feldes zusammen. Dabei spielt die Finanzierung eine große Rolle. In den Sozialwissenschaften gibt es schon seit vielen Jahren die Auseinandersetzung zwischen den qualitativen und den quantitativen orientierten Wissenschaftler*innen. Das hat sich verhärtet im Prozess der Neoliberalisierung. Alle, die quantitativ arbeiten, waren viel schneller in der Lage Gelder zu bekommen. Ich meine, da geht es weniger darum, komplexe Zusammenhänge in der Gesellschaft kritisch zu hinterfragen. Zudem besteht immer noch die Annahme, dass die Positionierung der Forschenden nichts mit der Wissenschaft zu tun hätte. Die haben auch die Messbar-

keit, die Quantifizierung wissenschaftlicher Leistung vorangetrieben. Das ist in der Regel eine *weiße*, männliche Selbstrekrutierung, denn sie können die gesellschaftliche Positionierung von Wissenschaft nicht sehen. Die mussten sich nicht bewegen – konnten sie auch nicht, denn sie wurden zugesüßet mit Geldern und Anerkennung. Das ist anders mit wissenschaftlichen Bewegungen „from the margin“ und queer-feministischer Forschung. Da musst du mehr um Sichtbarkeit und Anerkennung kämpfen. Aber diese Kämpfe bewegen und bringen voran. Aus dieser Dynamik heraus ist das zu erklären.

Das ist sehr spannend. Schade, dass wir allmählich zum Ende kommen müssen. Ich würde noch gerne wissen, was Ihre Motivation war, die Gastprofessur anzutreten.

BS: Wie ich mitbekommen habe, wie der Kampf um die Gastprofessur losgegangen war, dachte ich: wie toll, dass sich Studierende dafür einsetzen. Weil die Uni absurde Voraussetzungen für den Antritt der Professur hatte, war es aber schwierig jemanden zu finden. Das war für mich die Motivation zuzusagen. Und auch inhaltlich fand ich die Überlegung toll, kritische Seminare anzubieten. Inhaltlich wird es grob um die Autoritäre Rechte und Geschlecht, um feministisch-materialistische Staatstheorien sowie um die Rolle von Care, Sorge und Affekt aus radikal-demokratischer Perspektive gehen.

75

Die Seminare klingen super interessant. In der Broschüre sind ausführliche Seminarbeschreibungen. Dort können Studierende, die hier angeschnitten Themen noch vertiefen. Eine letzte persönliche Abschlussfrage: Was wünschen Sie sich für die Zeit in Frankfurt und worauf freuen Sie sich am meisten?

BS: Ich bin gespannt auf die drei Seminare, da ich mich viel mit diesen Themen beschäftige. Ich hoffe, dass die Studierenden bereit sein werden, meine eigenen Texte kritisch zu lesen und zu diskutieren. Ich freue mich auf Feedback und Kritik. Das ist das, was ich vermisse, seit ich nicht mehr an der Uni bin: ich diskutiere

immer noch viel, aber nicht mehr so oft mit Studierenden. Das ist eine andere Generation, eine andere Lebenserfahrung, eine andere Perspektive. Natürlich ist das auch ein bisschen Angst einflößend, wie ich vorhin gesagt habe. Weil eine kritische junge Generation muss, wenn sie wirklich kritisch sein will, auch kritisieren. Das ist nicht immer einfach auszuhalten. Trotzdem oder gerade deshalb freue ich mich auf kritische, neue Perspektiven.

Vielen Dank für Ihre Zeit und die vielen Einblicke!



Birgit Sauer gibt im Sommersemester 2024 drei Seminare. Mehr dazu ab Seite 84.

1 Aktuelle Forschungen zu und Kontroversen um Marx

Adorno sagte in einer Vorlesung vor etwa 60 Jahren, das Verhältnis zu Marx in Deutschland sei neurotisch. Diese Beobachtung gilt auch heute. Marx' Theorie wird als ein wichtiger Beitrag zu Problemen der Ökonomie, der Politik, der gesellschaftlichen Entwicklung kaum ernst genommen. In akuten Krisen werden seine Texte wie wild gekauft, etwa das „Kommunistische Manifest“ erlebte während der Finanzmarktkrise 2008 unter Börsianern in New York einen Boom. Aber das Bild von Marx und seiner Theorie ist wie eingefroren. Das Seminar will deutlich machen, dass es eine rege Diskussion über die Theorie von Marx gibt und die Forschungen nicht nur das Bild von Marx korrigie-

ren, sondern auch auf wichtige Forschungsfragen aufmerksam machen. Marx' Werk hat erheblich zu einem tieferen Verständnis moderner, kapitalistischer Gesellschaft beigetragen. Allerdings blieb vieles auch nur angedeutet oder erweist sich im Lichte weiterer Entwicklungen als unzulänglich oder falsch. Einige solcher Nervenpunkte sollen im Seminar behandelt werden: theoretische Pläne von Marx, technologische Entwicklung, Fetisch, Klasse, Geschlecht, Eurozentrismus. Im Seminar will ich thematische Blöcke, die aus kontroversen Beiträgen gebildet werden, zur Diskussion stellen, um so über ausgewählte Begriffe einen Zugang zur Gesellschaftstheorie von Marx zu geben.

2 Aspekte der materialistischen Demokratie- und Staatstheorie

Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass sich Staat und Demokratie zu einem demokratischen Rechtsstaat verbinden. Historisch ist das erst seit wenigen Jahrzehnten der Fall. Staat ist eine konzentrierte, monopolisierte Form der Gewalt, und er nimmt in Anspruch, den politisch-rechtlichen Willen des Gemeinwesens zu verkörpern und bindende Entscheidungen umzusetzen – Demokratie hat den Anspruch, dass alle Bürger*innen an der Bildung solcher gemeinsam verbindlichen Entscheidungen beteiligt sind. In unseren Gesellschaften machen wir vielfache Erfahrungen, dass der Staat zwar allgemeinverbindlich handelt, aber nicht

für alle, sondern für partikulare Gruppen. Wessen Interessen setzen sich durch und warum? Das ist eine der Fragen der materialistischen Theorie. Viele Menschen sind von diesen staatlichen Entscheidungen betroffen, sie zahlen möglicherweise sogar Steuern, aber tragen zur Entscheidungsfindung nicht bei, weil sie keinen Bürger*innenstatus haben. Oft handeln der Staat und die staatlichen Verantwortungsträger nicht oder ihr Handeln scheint zu schlechten Ergebnissen zu führen. Aber es ist kaum möglich, die Verantwortlichen zurückzuführen. Es stellt sich auch der Eindruck ein, dass es zwar öffentliche Absichtserklärungen gibt,

aber der Staat nicht handeln kann. So erwarten nicht nur Bewegungen wie Fridays for Future oder Last Generation, dass der Staat endlich die schon längst beschlossenen Klimagesetze umsetzt. Dies führt zu der theoretischen Frage, ob es überhaupt richtig ist zu erwarten, dass der Staat handelt. Was ist der Staat? Es sind klassische Fragen der politischen Theorie und Soziologie: Ist der Staat ein Instrument, eine Maschine (etwa im Sinn von Thomas Hobbes oder Max Weber) oder ist der Staat ein Subjekt (im Sinn Hegels), das handeln könnte, es aber nicht tut? Dann stellt sich die Frage, warum er es nicht tut. Die materialistische Staats-

und Demokratietheorie denkt über diese Fragen kritisch nach. Warum nimmt moderne bürgerliche Herrschaft die Form der Allgemeinheit an, wenn der Staat doch der Ort ist, wo ständig partikularistisch gehandelt wird, wo ständig die Interessen der einen befördert, die der anderen geschädigt werden. Trägt dieser politische Prozess am Ende dazu bei, die Demokratie auszuhöhlen oder befördert er sie?

Im Seminar soll ein Überblick über zentralen Fragen und Begriffe gegeben werden, um auch zu einer Einschätzung der aktuellen Krisenprozesse der Demokratie zu gelangen.

3 Multiple Krise, Kapitalozän, Kollaps

Das Seminar kreist um drei Fragenkomplexe. Der erste Komplex befasst sich mit dem Problem, ob und in welcher Krise sich die heutigen kapitalistischen Gesellschaften befinden. Es gibt mehrere Angebote: große Krise, Polykrise, multiple Krise, Vierfachkrise, ökonomisch-ökologische Zangenkrise, Metakrise. Damit sollen die rasanten Krisenentwicklungen erfasst werden. Vieles an diesen Dynamiken ist evident: die Klimakrise, die Krise der Biodiversität, die ökonomische Krisenentwicklung (die aus Finanzmarkt-, Staatsschuldenkrise, Inflation, Stagnation, Arbeitsmarktproblemen besteht), die politisch-militärische Krise, die Krise der Politik und der Demokratie, die Krise der Subjekte (die sich in Krankenstand, Depressionen und Erschöpfung

der Individuen feststellen lässt), das Scheitern der Entwicklungsmodelle, die zu erheblichen Migrationen (im globalen Süden, in der Wanderung in die reichen Staaten des Nordens) führen und dort wiederum panikartige und gewalthafte Reaktionen auslösen. Der zweite Komplex lenkt die Aufmerksamkeit auf die von den Erdsystemwissenschaften angestoßenen Fragen nach der langfristigen Entwicklung menschlicher Gesellschaften und ihrem Verhältnis zur Natur. Es gibt eine auch für die Sozialwissenschaften relevante Diskussion darüber, in welcher Periode die Menschheit lebt: Anthropozän, Kapitalozän. Auch wenn es angesichts empirischer Messdaten noch viele Unklarheiten gibt, kann die Diskussion Aufschluss darüber, ge-

ben ob unsere Gesellschaften auf der Höhe wissenschaftlicher Einsicht handeln können, um die verschiedenen Krisen noch angemessen zu bearbeiten. Der dritte Komplex befasst sich mit der Perspektive, die von Katastrophenforscher*innen und Kollapsolog*innen aufgeworfen wird: denkbar ist, dass die Gesellschaften aufgrund innerer Dynamik ihre eigenen Reproduktionsprozesse immer weiter stören, sich gleichsam von innen her auffressen, die eigenen Grundlagen zerstören und ihre Verhältnisse in Chaos und Kollaps stürzen. Dies beinhaltet die Frage nach dem Zeitrhythmus solcher Ereignisse: verlaufen sie schnell oder langsam, gibt es Möglichkeiten, einzugreifen und zu lenken oder sind Kipppunkte überschritten?

Das Seminar befasst sich mit diesen drei Komplexen – von der Frage geleitet: Ist es denkbar, nicht apokalyptisch über die Apokalypse, nicht chaotisch und panisch über das Chaos nachzudenken und demokratisch, aufgeklärt, rational sich auf bislang noch kaum vorstellbare Krisendynamiken einzustellen, wie sie sich dem Ansatz nach im Sommer 2023 abgezeichnet haben: Starkregen, Überschwemmungen, Trockenheit, Hitzezeiten an der Grenze der körperlichen Lebensfähigkeit, Ernteauffälle, Artensterben, Störungen der Transportwege und Logistik?

Materialistisch-feministische Staatstheorie

Intersektionale Perspektiven

Eva Kreisky bemerkte bereits Mitte der 1990er Jahre, dass Politikwissenschaft solange in einem „vor-wissenschaftlichen Denken“ verharren würde, solange sie die Bedeutung von Geschlecht für Staat, Gesellschaft und Politik ignoriere und geschlechtsneutrale „Halbwahrheiten“ verbreite. Die Neutralität politikwissenschaftlicher Konzepte als Herrschaftsgestus zu entlarven, war der Einsatz feministischer Staatstheorie. Diese knüpfte vor allem im deutschsprachigen Raum an die lange Tradition materialistischer, neo-marxistischer Theoretisierung von Staatlichkeit an, ergänzte diese aber um die Strukturka-

tegorie Geschlecht. Dass der Staat weder klassen- noch geschlechterneutral ist, sondern diese gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse in seinen Institutionen, Verfahren und Normen eingelagert sind, ist Ergebnis dieser Theoriereflexionen. Der Staat ist nicht nur ein wesentlicher Akteur, damit Geschlechterverhältnisse als Ungleichheits-, Ausbeutungs- und Gewaltverhältnisse aufrechterhalten werden, sondern er entsteht aus ungleichen, herrschaftsförmigen Geschlechterverhältnissen, aus der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, aus der kapitalistischen Externalisierung von Sorge und dem Interesse an kostenloser Reproduktion und

einer disziplinierten Reservearmee.

Diese feministischen Überlegungen wurden im Laufe der Entwicklung feministischer Politikwissenschaft durch die Perspektive auf Sexualität erweitert. Der Staat ist nicht nur eine patriarchale Institution, sondern auch eine heteronormative. Nicht zuletzt im Anschluss an Antonio Gramscis hegemonietheoretische und Michel Foucaults gouvernementalitätstheoretische Konzeptualisierungen von Staat als Denkweise und Praxis konnten die disziplinierenden und subjektivierenden Dimensionen von Staatlichkeit, die Aneignung von Cis-Geschlechts- und Sexualitätsidentität in den Blick genommen werden.

Im Seminar werden diese Staatskonzepte mit der Idee der Intersektionalität verknüpft, also mit dem Wissen darum, dass (staatliche) Herrschaft

auf multiplen Formen von Ungleichheit, Klassifizierung und Ausschluss basiert, also auch auf *ableistischen* und post-kolonialen Herrschaftsstrukturen.

Die Diskussionsgrundlagen im Lektüreseminar bilden Texte eines Buches, das voraussichtlich im Frühjahr 2024 erscheinen wird und das ich gemeinsam mit Gundula Ludwig herausgebe mit dem Titel: „Das kälteste aller kalten Ungeheuer? Perspektiven intersektionaler Staatstheorie“. Die Autor*innen des Bandes führen anhand spezifischer Konzepte – wie beispielsweise Körper, Autonomie, Gewalt, Affekte – in Staatstheorie ein und betonen die multiple Herrschaftsform von Staatlichkeit insbesondere in Bezug auf Geschlecht, Klasse, Sexualität, *Ableismus* und Rassialisierung bzw. Post-Kolonialität.

2 Staat, Demokratie, Reproduktion und Sorge

Dass liberale Demokratie nicht zu Gleichheit und Freiheit aller Menschen führt, scheint eine Binsenwahrheit zu sein. Und doch bilden die anti-demokratischen Mobilisierungen rechts-autoritärer Akteur*innen eine neue Qualität der Herausforderungen liberaler Demokratie. Dies sollte Anlass dazu geben, die geschlechtsspezifischen, aber auch intersektional verschränkten Herrschaftsstrukturen bzw. Grundlagen liberaler Demokratie kritisch zu hinterfragen. In jüngster Zeit entstanden einige queer-feministische Kritiken, die die zerstörerischen Grundlagen liberaler und bürgerlich-kapitalistischer Demokratie betonen. Die „strukturelle Sorglosigkeit“ des Kapitalismus (Aulenbacher und Dammayr) setzt sich fort in der Unmöglichkeit libe-

raler Demokratie, gemeinsames, kollektives Handeln gegen die Vernutzung von Reproduktion, der Sorge um sich und um andere, aber auch um die Umwelt, also Solidarität zu organisieren. Liberale Demokratie individualisiert. Rita Segato nannte dies die liberale „Pädagogik der Grausamkeit“.

Manche der aktuellen queer-feministischen Theoretisierungen, die im Seminar diskutiert werden sollen, greifen auf die bereits älteren care-ethischen Überlegungen von Joan Tronto zur „Demokratie als fürsorgliche Praxis“ zurück. Es lohnt sich, diesen Schlüsseltext wieder zu diskutieren (und zu kritisieren), auch wenn die demokratietheoretische Perspektive eher an liberale Theorien und differenzfeministische Überlegungen an-

schließt. Andere Autor*innen wie Gundula Ludwig kritisieren die liberalen Subjektvorstellungen von Demokratietheorien, die ein maskulinistisches vermeintlich souveränes, auf jeden Fall weißes Subjekt als Grundidee von Demokratie postulieren, ein Subjekt, das weder zu Empathie noch zu Solidarität, auch nicht zu Demokratie im Sinne von gemeinsamem politischem Handeln fähig ist und damit Demokratie immer wieder unmöglich macht oder zerstört. Ludwig beispielsweise schließt in ihrer Kritik bzw. in ihrem Gegenvorschlag an radikale Demokratietheorie an – auch dies ein Angebot, das es kritisch zu diskutieren lohnt. Eva von Redecker hebt die zerstörerische Potenz kapitalistisch-patriarchalen „Phantombesitzes“ hervor, während Isabell Lo-

rey einen Gegenentwurf der „präsentischen Demokratie“ vorlegt und Sabine Hark die Ausschlüsse dieser Art von Demokratie betont, die auch mit dem Ausschluss von „Zärtlichkeit“ einhergehen. Bini Adamczak's Fokus auf „Beziehungsweisen“ hat zwar nicht den Anspruch, eine Demokratietheorie zu entwerfen, doch diese Überlegungen zu „Revolution“ sind für ein kritisch-feministisches Neudenken von Demokratie ebenso wichtig wie die Ideen zur „care revolution“ (Gabriele Winker). Meine Idee einer „affektiven Demokratie“ versucht, diese queer-feministischen Überlegungen mit der Materialität von Staatlichkeit zu verbinden.

3 Autoritäre Rechte, Geschlecht und weiße maskulinistische Identitätspolitik

Autoritär-rechte Parteien in Europa sind mit ihren ausschließenden, auf Ungleichheit zielenden Programmatiken erfolgreich; sie gewinnen Wahlen und bilden Regierungen. Die Mehrheit der Wähler*innenstimmen kommt von Männern. Die Politikwissenschaft bezeichnet rechte Parteien unter anderem deshalb als „Männerparteien“, auch wenn sich dieser „right-wing gender voting gap“ allmählich zu schließen beginnt. Im Seminar soll es nicht um Wahlforschung über rechts-populistische Parteien gehen, vielmehr soll diskutiert werden, wie diese Parteien versuchen, attraktiv für spezifische Männergruppen zu

wirken. Dazu wird insbesondere ihre „Anti-Gender-Propaganda“ in den Blick genommen, also die Beteiligung autoritär-rechter Parteien und Organisationen am Kampf gegen „Gender“, „Gender Mainstreaming“, „Diversität“ und reproduktive Rechte.

Eine Erklärung für das Erstarken rechter Parteien in Europa (bzw. weltweit) sind die neoliberalen Transformationen von Ökonomie, Gesellschaft und Staat sowie multiple Krisen (Finanzkrise, Covid 19), die zu Verunsicherung im Alltag, am Arbeitsplatz, aber auch zu Entsolidarisierung führten. Allerdings waren diese neoliberalen Veränderun-

gen auch verbunden mit einer „neoliberalen Gleichstellung“ von Frauen oder der Anerkennung sexueller Diversität. Die autoritäre Rechte fügt diese widersprüchlichen Entwicklungen zu einer „Konjunktur“ zusammen, einer autoritären und anti-demokratischen Konjunktur. Moralische Paniken um Geschlecht und Sexualität, z.B. dass weiße Männer Opfer seien (von Gleichstellungspolitiken, von muslimischen Migranten) und durch rechts-autoritäre Führerschaft gerettet werden, nämlich ihre männliche Souveränität wieder erlangen könnten – dies meint „maskulinistische Identitätspolitik“ – dienen

der affektiv-körperlichen Verankerung dieser neuen hegemonialen Konstellation.

Neben solchen empirischen Fragen werden im Seminar Konzepte für die Erklärung des Erstarkens der autoritären Rechten wie auch ihrer kommunikativen politischen Strategien diskutiert, so z.B. der Begriff der „Konjunktur“, des „autoritären Populismus“, der Hegemonie, des Maskulinität und maskulinistischer Identitätspolitik.

Von ‚Problemvierteln‘ und ‚Randbezirken‘: Urbane Konflikte und die Transformationen des ‚Sozialen‘

Forschungsseminar
SoSe 2024

Das Frankfurter Bahnhofsviertel ist ein ambivalenter Ort, der sich durch seine Widersprüche auszeichnet. Auf einer Fläche von lediglich einem halben Quadratkilometer finden sich Reichtum und extreme Armut, ‚Hoch- und Subkultur, Beispiele von – aus hegemonialer Sicht – ‚gelungener Integration‘ und Vielfalt, sowie von Ausbeutung migrantisierter Arbeitskräfte und staatlicher Diskriminierung durch Racial Profiling. Deutschlandweit bekannt ist das Viertel für seine Drogen-

szene. Jahrzehnte war dabei der „Frankfurter Weg“ in der Drogenpolitik ein progressives Beispiel für viele Kommunen im In- und Ausland. Doch spätestens seit der Covid-19-Pandemie ist das Bahnhofsviertel, ob in den hiesigen (über-)regionalen Zeitungen der Frankfurter Rundschau (FR) oder Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) ein mediales Dauerthema. So titelte beispielsweise die FAZ „Die Wut im Viertel wächst“ und schreibt dazu: „Die Stadt Frankfurt wartet auf britische Ban-

Tim Herbold

mit Unterstützung von Lisa Riedner und in Zusammenarbeit mit dem AK kritische Gesellschaftstheorie

ker und die Fashion Week – und lässt ihr Entree vergammeln. Drogen und Müll bestimmen das Stadtbild. Um das Bahnhofsviertel steht es schlecht“ (FAZ, 2022). In einem Artikel der FR, mit der Überschrift „Diese Frankfurter Probleme muss der neue Oberbürgermeister lösen“, wird das Bahnhofsviertel als erstes ‚Problem‘ Frankfurts benannt.

Jenseits dieses medialen Diskurses weisen selbstorganisierte Stadtteilinitiativen, Mieter*innenorganisationen sowie antiras-

sistische Gruppen seit Jahrzehnten darauf hin, dass viele der wahrgenommenen ‚Probleme‘ im Bahnhofsviertel die Konsequenzen einer Politik sind, die mangelnden sozialen Wohnraum, Immobilienspekulation, Verdrängung und (migrantisches) Prekarität und Obdachlosigkeit nicht effektiv bekämpft bzw. diese sogar fördert. Aus der Perspektive dieser Initiativen ist das Bahnhofsviertel eines von vielen Beispielen für die selbstgemachte Krise neoliberaler Stadt- und Sozialpo-

litik, und der alarmistische Ton vieler Lokalpolitiker*innen lediglich ein Weg auf diese Krise allein mit Kriminalisierung und Ordnungspolitik zu reagieren.

Was bedeuten diese widersprüchlichen Ansichten und Konflikte für eine analytische Auseinandersetzung mit dem Bahnhofsviertel sowie mit dem städtischen Raum Frankfurts im Allgemeinen? Auf welche Weise schreiben sich die Konflikte selbst in die beteiligten Akteur*innen und den Raum ein? Was bedeutet dies für die Möglichkeit sozialen Wandels? Und wieso spricht eigentlich fast niemand über die sozialen Probleme in der Frankfurter Nordweststadt, im Riederwald oder in Höchst?

Im studentischen Forschungsseminar sollen Studierende aus unterschiedlichen Fachrichtungen (Soziologie, Politikwissenschaft, Humangeographie, Ethnologie, Kulturanthropologie, etc.) unter wissenschaftlicher Anleitung in Gruppen von zwei bis vier Personen eigene Forschungsarbeiten zu den angeschnittenen Themenkomplexen anfertigen, die dann in einem Sammelband publiziert werden.

Die Veranstaltung richtet sich an Studierende in Masterstudiengängen. Vorkenntnisse über Migration und Rassismus, Gentrifizierung und Prekarität oder Drogenpolitik sind hilfreich, aber nicht unbedingt erforderlich.

„Die rastlose Selbstzerstörung der Aufklärung zwingt das Denken dazu, sich auch die letzte Arglosigkeit gegenüber den Gewohnheiten und Richtungen des Zeitgeistes zu verbieten.“

Theodor W. Adorno und Max Horkheimer
in *Dialektik der Aufklärung*

Kritische Lehre in der hessischen Provinz

Erfahrungen aus Gießen

Seit 13 Jahren gibt es an der *Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU)* eine Gastprofessur für Kritische Theorie. Auch wenn die deutsche Hochschullandschaft sich ihrer jahrhundertealten Geschichte rühmt und ihre Entwicklung eher in Dekaden als in einzelnen Jahren misst, sind 13 Jahre für ein universitäres Projekt heutzutage eine lange Zeit. Diese Zeitspanne wirkt umso länger, wenn es sich – wie im Fall der Gastprofessur für Kritische Gesellschaftstheorie – um ein studentisch organisiertes Projekt handelt. Seit 2010 schreibt der Arbeitskreis der Gastprofessur für Kritische Gesellschaftstheorie der *JLU* (bis auf wenige Ausnahmen) jedes Semester aufs Neue aus.

In den vergangenen Semestern konnte die Gastprofessur bereits mit Wissenschaftler*innen verschiedenster Schwer-

punkte besetzt werden. Hierzu zählten Antisemitismustheorien, Nationalsozialismus und Erinnerungskultur/-politik, Antiziganismus und Rassismustheorien, Materialistisch-feministische Theorie und Geschlechterverhältnisse, Rechtsextremismus, Psychoanalyse, Politische Philosophie und Materialistische Ökonomiekritik. Dafür konnten unterschiedlichste Wissenschaftler*innen gewonnen werden, wie Christine Resch, Thomas Sablowski, Dirk Martin, Alex Demirovic, Susanne Martin, Ljiljana Radonic, Stephan Grigat, Karin Stögner, Sebastian Winter, Ingo Elbe, Ulrike Marz, Jan Gerber, Petra Klug, Dennis Wutzke, Alexandra Schauer, Philip Hogh, Robert Zwarg, Philip Dingeldey oder Tatjana Sheplyakova. Die Gastprofessur ist wechselnd an die Institute der Soziologie und Politikwissenschaft angebunden und stellt für die Studierenden nicht nur eine wertvolle Erweiterung des Lehrangebots dar, sondern bietet außerdem die Möglichkeit der aktiven Mitgestaltung der Lehre. Sie ist somit besonders eng an die Studierendenschaft gebunden.

Zwar zieht Gießen im Vergleich zu Städten wie Frankfurt nur wenige Studierende mit einem initialen Interesse an Kritischer Theorie, an Marxismus oder ganz grundsätzlich einem demokratisierten Universitätssystem an; Ziel der Gastprofessur ist es allerdings nicht, einem einge-

weithen Kreis theoriever-
sierter Studierender ein
besseres Veranstaltungs-
angebot zu bieten, son-
dern einer allgemeinen
Studierendenschaft einen
Zugang zu Kritischer The-
orie zu ermöglichen. Gerade
der interdisziplinäre An-
spruch war schon immer
ein Kernanliegen des Pro-
jekts. So haben beispiel-
weise Lehramtstudieren-
de und Theaterwissen-
schaftler*innen in gemein-
samen Seminaren Syner-
gien erzeugt, von denen
die Veranstaltungsteilneh-
menden nachhaltig profi-
tieren konnten.

Dieser kleinen Erfolgsges-
chichte zum Trotz konnte
das in Deutschland ein-
zigartige Projekt der Gast-
professur nur wenig Aus-
strahlung entfalten. Für
Genre- oder Szenever-
traute hat sich Gießen ei-
nen Namen machen kön-
nen und der Titel der
Gastprofessur hat sich
für die Berufenen in der
systemischen Karrierelo-

gik als hilfreich erwiesen,
um auch mit dem aus
ökonomischer Perspekti-
ve wenig attraktiven The-
menschwerpunkt Kriti-
scher Theorie an andere
Universitäten berufen zu
werden. Darüber hinaus
verblieb das Projekt aller-
dings unter dem Radar
und eine Übernahme des
Konzepts an anderen Uni-
versitäten wurde zwar
mehrmals angestrebt (un-
ter anderem in Oldenburg
und Basel), konnte aller-
dings nie die frühe Pla-
nungsphase überwinden.
Ein Projekt, das durchaus
eine Vorlage hätte sein
können, konnte leider we-
nig andere Hörsäle außer-
halb Gießens erreichen.

Zugleich konnte sich die
Gastprofessur an der Uni-
versität nicht abschlie-
ßend institutionalisieren
und verblieb in einem fi-
nanziell prekären Zustand.
Mittlerweile droht dem
Projekt mit jeder neuen
QSL-Vergaberunde das
Damoklesschwert des

Förderungsendes. So hat die Vergabe-
kommission die Gelder, nachdem der
Fachbereich in Finanzierungsprobleme
geraten ist, bereits um die Hälfte redu-
ziert. Die daraus erwachsenden Proble-
me liegen auf der Hand. Die Möglichkei-
ten kritischer Perspektiven sind zu vielsei-
tig, um ein tatsächlich ausreichend ergie-
biges Alternativprogramm auf Sparflam-
me zu bieten. Und die klaffenden Lücken,
die der Soziologiestudiengang (in puncto
Kritischer Lehre) aufweist, können so
nicht abgedeckt werden

Darüber hinaus ist die Gastprofessur be-
reits stark normalisiert und in das Studi-
enangebot eingegliedert. So kann sie
kaum mehr ein rabiates Gegenpro-
gramm zur Standardlehre glaubhaft ver-
körpern. Für die Studierenden stellen die
Seminarangebote wenig mehr als ein ge-
ringfügig erweitertes Veranstaltungsan-
gebot dar, das je nach Bedarf an Credit-
Points und passendem Modul- und Zeits-
lot ausgewählt wird. Die Sichtbarkeit des
studentischen Projekts leidet darunter
massiv.

Verallgemeinernd betrachtet lässt sich in
den letzten Jahrzehnten eine Verzwer-
gung studentischer Emanzipationsan-
sprüche in Deutschland feststellen. Auf
welchem mangelhaften materiellen und
ideologischen Substrat findet diese Ver-
kümmerung statt? Was hat also neolibe-

rale Subjektivierung im Spezifischen und kapitalistische Vergesellschaftung im Allgemeinen mit der Entpolitisierung, Entsolidarisierung und Stromlinienförmigkeit des Studiums und dadurch auch der Studierenden selbst zu tun?

Die oben skizzierte Situation ist symptomatisch für generelle Probleme, in denen sich Projekte mit einem Anspruch auf kritische Lehre wiederfinden. Das neoliberale System einer Universität post Bologna, die sich zunehmend nach Prinzipien des New Public Management neuorganisiert, setzt Studierende vielfach Belastungen aus. Die Hochschule wird zunehmend als erweitertes Ausbildungs- und Schulangebot im System integriert und – dieser Faktor ist wesentlich – von Studierenden auch in diesem Sinne genutzt. In der gewandelten Systemlogik dieser neuen Universität gibt es zwei Formen der Widerständigkeit, die in einem teilweise widersprüchlichen Verhältnis zueinander stehen. Die Freuden der linken Theorielektüre erschließen sich nur jenen, die die notwendige Zeit und auch Frustrationstoleranz mitbringen. Mit den Bolognareformen ist das Studieren jedoch zu einem zeitlich stark eingegrenzten Zwischenabschnitt in der persönlichen Ausbildungslaufbahn gekommen, in dem zusätzliche, optionale Angebote mit einem kritischen Impuls keinen Platz haben. Für die verfasste Studierendenschaft in weiten Teilen der Hochschullandschaft steht daher primär im Fokus, eine ökonomische und arbeitsvoluminöse Entlastung voranzutreiben und gerade in Zeiten multidimensionaler Krisen zumindest ein Regelstudium ohne größere Brüche und Belastungen zu ermöglichen. Wollen Initiativen im Seminarangebot zugleich ein anspruchsvolles Thema durchdringen und Studierenden Entlastung in Kontrast

zum allgemeinen Kursangebot bieten, finden sie sich schnell in einer Zwickmühle wieder. Dieser Widerspruch lässt sich in der aktiven Lehre nicht vollständig auflösen.

Eine Besonderheit der Giebener Gastprofessur ist die thematische Entschlossenheit, die über die Jahre hinweg am Konzept einer Gastprofessur mit Fokus auf die ältere Kritische Theorie festhielt. Selbstverständlich ist es attraktiv, auch über den Schwerpunkt hinwegzusehen und das große K der Kritischen Theorie einer Diversität kritischer Theorien zu opfern. In der Vergangenheit wurde im Arbeitskreis mehrfach die Debatte aufgeworfen, ob eine stärkere Ausrichtung an den kurz- und mittelfristigen Trends studentischer Interessen einen Gewinn an Popularität für die Gastprofessur bedeuten könnte.

Da die ältere Kritische Theorie außerhalb der Gastprofessur kaum vertreten ist, stellt diese jedoch eine wichtige und notwendige Institution für die Lehre an der JLU dar. Leider gehört es in der deutschen Universitätslandschaft generell zur Normalität, dass die ältere Kritische Theorie zu weiten Teilen aus Forschung und Lehre verdrängt wurde, und das obwohl ihre Ansätze der Wissenserschließung, die daraus entstandenen Theorien – gerade jene zu Populismus, Antisemitismus und Ästhetik – nichts von ihrer zeitgenössischen Signifikanz eingebüßt haben. Die Erziehung zur Mündigkeit wäre in der total verwalteten Universität ein Alternativmodell mit Sprengkraft. Darüber hinaus kann die Kritische Theorie durch ihren interdisziplinären Anspruch über Fachrichtungen hinweg Brücken bauen und der zunehmenden Verein-

zelung spezialisierter Studiengänge entgegenwirken.

Sofern die Kritische Theorie in den Dienst akademischer und sozialer Emanzipation der Studierenden gestellt werden soll, darf sie sich nicht in allzu wohlfeiler Kritik von der Sorte erschöpfen, die letztlich doch wieder als Ventil in die Herrschaftspraxis integrierbar ist oder in einem bequemen Defätismus mündet. Vielmehr gilt es, neben den gesellschaftlichen Pathologien auch die Widerstandspotenziale aufzuzeigen und das Ausbleiben dieser konkret zu analysieren.

Ein naheliegender Zusammenhang sind die sozialen, psychologischen und ökonomischen Verwerfungen der vergangenen Jahre, die, durch die Coronamaßnahmen beschleunigt, die Vereinzelung und konformistische Einigelung der Studierenden vermehrt und verstärkt haben. Die gesamte soziale Praxis des Studierens wurde durch digitale Lehrkonzepte auf Bildschirmformat verflacht, die funktionale Zurichtung des Studiums, das auf das bloße Absolvieren von Kursen zum Erhalt von ECTS-Punkten reduziert war, belohnte noch mehr als zuvor Scheuklappen und stromlinienförmige Studienverlaufspläne. Studierenden stand (und steht) oftmals sowohl psychisch als auch finanziell das Wasser bis zum Hals. Wenn aber die Lebensumstände der Menschen pre-

kär sind, ist ein Projekt, das auf ehrenamtlichem Engagement von Studierenden fußt, ebenfalls prekariert.

Es ist daher für das Fortbestehen des Gießener Arbeitskreises – wie für linksemanzipatorische Projekte im Allgemeinen – essenziell, diese Lebensrealitäten auf eine Weise zu adressieren, die bei den Studierenden die Brücke vom Bewusstsein der eigenen Problemlage hin zum gemeinschaftlichen Handeln ermöglicht.

Um die Zurichtungen des entfremdeten, deformierten und prekarierten Studiums zu überwinden, werden Seminare und Lesekreise mit kritischem Inhalt zwar notwendig, aber nicht hinreichend sein. Sofern sie mittelfristig nicht an eine soziale Praxis gekoppelt werden, die eine Vernetzung und strategische Kooperation von emanzipatorischen Initiativen im gesamten Bildungsbereich anstrebt, haben diese kritischen Angebote keinen gesellschaftlichen Resonanzboden und können sich nicht langfristig erhalten. Insbesondere mit Bewegungen und Projekten, die sich gegen den kapitalistischen und autoritären Modus Operandi der akademischen Sphäre und deren vorbereitende Ideologieproduktion im Schulsystem richten, wäre eine Zusammenarbeit wünschenswert. Dies betrifft zum Beispiel studentische Initiativen und solche, die gegen die Prekariierung des akademischen Mittelbaus kämpfen. Generell ist es aber auch wichtig, in der Gesamtbevölkerung ein Bewusstsein dafür zu schaffen, was etwa Konkurrenz und Selbstaussbeutung an der Uni mit Burnout in der Arbeitswelt zu tun haben oder wie die Verflachung des Studiums phantasielose Technokrat*innen erzeugt, die den elenden Zustand verwalten.

Herausgeber*innen

Henrik Schirm studiert Wirtschaftssoziologie in Frankfurt am Main und ist Mitglied der aktiven Fachschaft Gesellschaftswissenschaften. Von 2019 bis 2023 studierte er in Frankfurt Soziologie, mit einem Schwerpunkt auf sozialen Ungleichheiten und Kritischer Theorie.

Jule Tabel studiert Politische Theorie in Frankfurt am Main. Für ihren Bachelor war sie in Münster, Enschede und Lille. Sie setzt sich kritisch, theoretisch und literarisch mit den Zusammenhängen verschiedener Ausbeutungs- und Unterdrückungsformen, sowie der Entstehung und Funktionsweise autoritärer Staaten und Gesellschaften, auseinander.

Lennart Bade befindet sich im dritten Mastersemester Politische Theorie und studiert derzeit im Rahmen eines Austauschprogramms an der University of Toronto. Von 2017 bis 2021 absolvierte er den Bachelor in Philosophie und Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sein Schwerpunkt liegt auf radikalen Demokratietheorien und Kritischer Theorie.

Lukas Geisler ist Mitbegründer des AK kritische Gesellschaftstheorie, gibt die vorliegende Broschüre heraus und ist darüber hinaus vielseitig publizistisch tätig. Unter anderem ist er Mitherausgeber des im Frühjahr erscheinenden Sammelbandes „Organisierte Halbbildung“, der sich mit studentischen Leben und Überlebenden in der neoliberalen Universität auseinandersetzt. An der Goethe-Universität studiert er Politische Theorie.

Autor*innen

Altaira Caldarella studiert Politische Theorie und schreibt momentan ihre Masterarbeit bei Nancy Fraser und Sarah Speck mit dem Titel „A Need for Liberation. Critical Reflections on the Notion of Need from a Marxist Feminist Perspective.“

David Morley studiert an der Goethe-Universität Frankfurt am Main im Masterstudium Politische Theorie. Zuvor hat er Politik- und Rechtswissenschaften an der Georg-August-Universität Göttingen studiert. Neben dem Studium arbeitet er im Verlag Neue Kritik (Frankfurt/M.), ist Mitglied im Kollektiv Organisierte Halbbildung und interessiert sich für die Geschichte und Gegenwart der Kritischen Theorie.

Kai Adrian Kappel studiert im Bachelor Sozialwissenschaften in Gießen und ist Teil des Arbeitskreises der Gastprofessur für Kritische Gesellschaftstheorie.

Nele Eisbrenner studiert im Master Internationale Studien/Friedens- und Konfliktforschung an der Goethe-Universität Frankfurt und der Technischen Universität Darmstadt, arbeitet als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl Globaler Süden und interessiert sich insbesondere für queer-feministische, macht- und herrschaftskritische Theorien und Gesellschaftsanalysen.

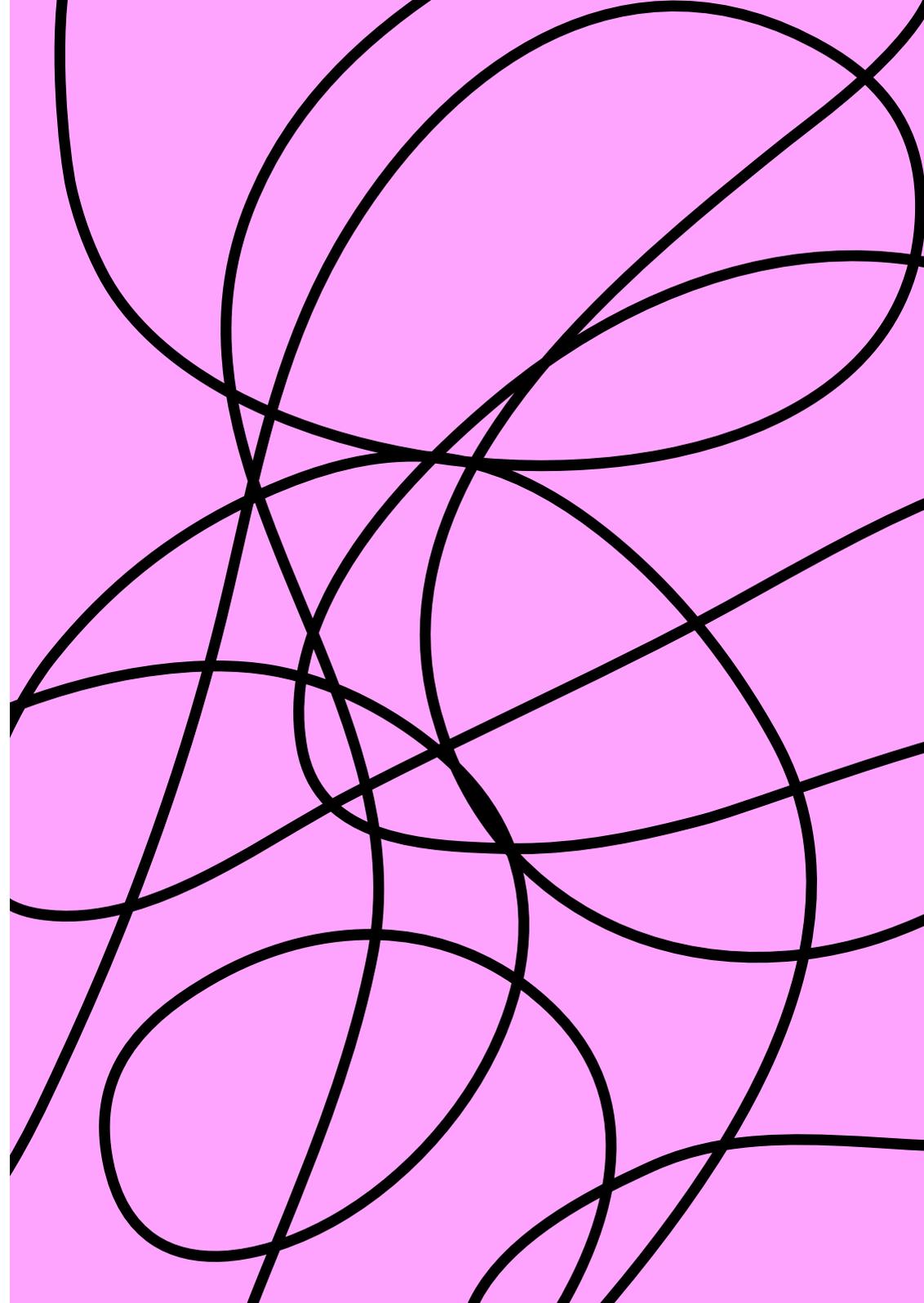
Tristan Stinnesbeck promoviert in Gießen in der Sozial- und Kulturwissenschaft und ist ebenfalls Teil des Arbeitskreises der Gastprofessur für Kritische Gesellschaftstheorie.

Gestaltung

Finja Filzinger studiert Soziologie in Frankfurt. Ihren Bachelor in Kommunikationsdesign schloss sie mit einer praktischen Arbeit über Anarchie ab, seitdem beschäftigt sie sich auch sozialwissenschaftlich mit kritischer Theorie und Feminismus, Zukunft und Utopie.

verantwortlich
im Sinne des
Presserechts

Lukas Geisler
AK Kritische Gesellschaftstheorie
Mertonstr. 26-28
60325 Frankfurt





asta UNI
FFM